

Ferdinand Würtz

Missionar und Missionspionier im Pokomoland



selten

Ferdinand Würtz,

Missionar und Missionspionier im Pokomoland in Brit.-Ostafrika.

Von Missionsinspektor J. Stursberg.



Langendo[illegible]

Neukirchen, Kreis Mörs,
Missionsbuchhandlung Stursberg & Cie.

1910



Missionar Ferd. Würtz.

Vorwort.

Das nachfolgende, von der Hand unsers teuren heimgegangenen Inspektors Stursberg gezeichnete Lebensbild unsers afrikanischen Missionspioniers Würtz erschien in den Jahrgängen 1894/95 des „Missions- und Heidenboten". Würtz war eine charaktervolle Persönlichkeit, sprachlich sehr begabt und hat der Neukirchener Ostafrika-Mission als Missionspionier und Pfadfinder sehr große Dienste geleistet. Da seine Lebensbeschreibung zudem ein überaus anschauliches Bild der ersten so unendlich schweren Anfänge der Pokomo-Mission in Britisch-Ostafrika bis zur Heranreifung der Erstlingsernte gibt, denken wir, daß manche Freunde unserer Mission die Neuerscheinung derselben in Buchform mit Freuden begrüßen werden. Das Lebensbild von Missionar Würtz erschien seinerzeit unmittelbar nach dessen Heimgang in unserm „Boten". Da konnten manche Vorkommnisse der allerletzten Jahre als bekannt vorausgesetzt werden. Dies machte es aber bei der Neuherausgabe wünschenswert, hier und da kürzere oder längere Einfügungen eintreten zu lassen. Wo dies geschehen ist, sind meist schon an anderer Stelle abgedruckte Ausführungen des Autors zur Verwendung gekommen, oder es handelt sich um Briefausschnitte unserer Missionare. So ist die Autorschaft unsers heimgegangenen Inspektors in diesem Werkchen, wie uns scheint, durchaus gewahrt geblieben, so daß dasselbe wohl unter seinem Namen hinausziehen darf. Möchte der Herr es geleiten und es einen Segensdienst tun lassen!

Neukirchen, November 1910. W. Qu.

Druck von Heinr. Schlayer, Neukirchen, Kreis Mörs.



1. Bis zur Bekehrung.

„Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen," — mit diesen Worten aus Jes. 42, 3 beginnt der aus dem Jahre 1882 stammende selbstgeschriebene Lebenslauf unseres Bruders, den wir für diesen ersten Abschnitt seiner Lebensgeschichte als Hauptquelle vor uns haben.*) Auch wir wüßten diesem Teil seiner Lebensführung keine bessere Ueberschrift zu geben.

Als fünftes von neun Geschwistern wurde Ferdinand Würtz am 28. Okt. 1858 in Allendorf bei Haiger (Nassau) geboren. Seine Eltern waren Bauersleute, doch blieb er nicht lange in ihrem Hause. Im zweiten oder dritten Jahre nahmen ihn kinderlose Verwandte in einer Mühle zu sich. Aber auch hier wuchs er in einfachen ländlichen Verhältnissen auf. Schon als kleiner Knabe zeigte unser Freund eine besondere Begabung, und die Lehrer rieten sehr, ihn etwas lernen zu lassen und einen Kaufmann aus ihm zu machen. So erhielt er u. a. auch bei einem der Pfarrer in Haiger französischen Unterricht. Noch nicht 14 Jahre alt, wurde er von seinem Vater in ein Kaufmannsgeschäft nach Usingen gebracht. Doch entsprach dieser Beruf, wie er schreibt, seinem regen Geiste durchaus nicht; er blieb darum nur 1½ Jahre dort. Nachdem er sich nämlich schon einige Zeit mit dem Gedanken herumgetragen hatte, zu entfliehen, eilte er eines Sonntags heimlich wieder nach Hause. Noch einmal brachte ihn sein Vater zu einem Kaufmann, und zwar diesmal in Haiger selbst. Dort lernte er bald einen Kaufmannslehrling kennen,

*) Hinzu kamen eine Reihe mündlicher und schriftlicher Mitteilungen von Verwandten und Freunden.

welcher mit ihm in gleichem Alter stand. Beide besuchten einander öfter und sprachen dann, von sozialdemokratischen Gedanken beeinflußt, viel von einer goldenen Freiheit, die sie jenseits des Ozeans zu finden hofften. So kam in ihnen bald der Plan zur Reise, nach Ostindien zu entfliehen. An einem Sonntagabend reisten sie, ohne einem Menschen ein Wort davon zu sagen, mit der Bahn über Köln und Aachen nach Mastricht in Holland. Nun waren sie in einem fremden Land, dessen Sprache sie nicht verstanden, ohne alle Papiere, nur mit einer Barschaft von etwa 100 Mark versehen, und damit wollten sie nach Ostindien. Sie sahen bald ein, daß das nicht ging, und beschlossen, sich für die holländisch-indische Armee oder Marine anwerben zu lassen. Hierzu mußten sie aber Papiere haben, und die hatten sie eben nicht. Sie schrieben zwei „recht verwegene Briefe" nach Hause, wie unser Bruder sich ausdrückt, in denen sie dringend baten, ihnen ihre Papiere zuzuschicken. Doch es kam anders. Statt der erwarteten Papiere trafen eines Tages drei Polizisten in ihrem Logis ein, welche sie vor den deutschen Konsul führten. Hier wurden sie in ein scharfes Kreuzverhör genommen, welches damit endete, daß auf einmal ein Gemeindevertreter aus Allendorf und je ein Bruder der beiden jugendlichen Ausreißer vor sie hintrat. Das gab einen gewaltigen Schrecken, zumal sie bei ihren Aussagen nicht in allem bei der Wahrheit geblieben waren. Sie wurden nun samt ihrem Geld, welches sie noch besaßen, ihren Landsleuten übergeben und mußten wohl oder übel wieder in ihre Heimat zurück. Das war für ihren stolzen Sinn eine überaus bittere Pille.

Unser Freund zumal besaß von Natur ein sehr starkes Ehrgefühl, — wohl ein besonderer Familienzug. Ihm war es — auch um der Seinigen willen — ganz furchtbar, sich jetzt von allen, die ihn kannten, verachtet und als „Ausreißer" gebrandmarkt zu sehen. Wie es scheint, bekam er diese Verachtung in sonderlich reichem Maße zu kosten; „sogar kleine Kinder auf der Straße durften sich erlauben, ihn zu verspotten." Dadurch wurde sein Herz mit Bitterkeit und Haß gegen alle Menschen erfüllt. Auch gaben ihn alle, selbst seine Eltern, als unverbesserlich auf; die erbarmende Liebe des Heilandes

lebte eben damals, soweit uns bekannt, noch in keinem seiner Angehörigen. Er verfiel immer mehr in eine düstere Schwermut. Er mußte es sich jetzt gefallen lassen, als Tagelöhner bei den gewöhnlichsten und niedrigsten Arbeiten sein Brot zu verdienen. Doch konnte er nirgends lange bleiben, denn sobald man seine Vergangenheit erfahren hatte, waren alle darauf aus, ihn zu verspotten; und das konnte er nicht aushalten. Endlich nahm ihn ein Verwandter zu sich, um noch wenn möglich einen Schmied aus ihm zu machen.

Unser Freund muß in jener Periode in überaus traurigem Zustand gewesen sein. Er war, wie er schreibt, geistig und körperlich völlig zerrüttet und trug, noch nicht 18 Jahre alt, bereits die deutlichsten Kennzeichen eines im höchsten Grade Schwindsüchtigen. Er war manchmal kaum imstande, den Schmiedehammer zu führen. Und doch hatte er von Haus aus, — wie durch die Gnade des Herrn auch hernach wieder, — einen recht kräftigen Körperbau. Fragt man nun: Woher kam es, daß aus einem so viel versprechenden Jüngling ganz und gar nichts wurde, so gibt uns die Heilige Schrift darauf eine ernste Antwort, wenn sie sagt: Die Sünde ist der Leute Verderben. „Es scheint mir,“ fügt unser Bruder hinzu, „als habe der Teufel es in ganz besonderer Weise darauf abgesehen, mich unglücklich zu machen. Früh schon hat er mich in seinen Sündennetzen gefangen. . . . Eins darf ich hier nicht unerwähnt lassen, was dazu beigetragen hat, mich so unglücklich zu machen. Ich war nämlich ein leidenschaftlicher Leser von allen möglichen Büchern und Schriften. Ich las alle Arten von Büchern, hauptsächlich Romane und allerlei schmutzige Schriften. O möchten doch alle Lehrer, Erzieher und Eltern besonders wachen über dem Lesestoff, der ihren Schützlingen geboten wird!“

Von Natur schon zu einem etwas abgeschlossenen Wesen neigend, wurde unser Freund immer zurückgezogener und menschenscheuer. An Liebe glaubte er überhaupt nicht mehr. Der erste Lichtstrahl, welcher in die tiefe Nacht seines damaligen Gemütszustandes hineinfiel, war ein freundliches Wort, welches ihm eine christliche Dame in jener Zeit sagte. Da fühlte er zum ersten Mal etwas davon, daß es doch noch wirkliche

Liebe in der Welt gab. Und das war von großer Bedeutung für ihn, wie er zuweilen erzählt hat. Aber Licht war es damit in ihm noch nicht geworden. An Sonntagnachmittagen konnte er oft stundenlang im Wald liegen und gedankenlos ins Blaue starren. Er, der früher und auch hernach wieder so sehr auf Sauberkeit und äußere Ordnung hielt, vernachlässigte in jener Zeit seine äußere Erscheinung in solcher Weise, daß sich einmal sogar ein Bruder, in dessen Haus er wohl verkehrte, veranlaßt sah, sich seiner anzunehmen und ihn wieder in Ordnung zu bringen. Auch dieser Erweis wirklicher uneigennütziger Liebe tat seinem liebedürftigen Herzen wohl. „In allen meinen Sündenwegen," schreibt Br. Würtz weiter, „hat mich die Gnade Gottes oft recht kräftig aufgerüttelt, besonders wenn ich allein war und bei heftigen Gewittern. Doch die erste wirksame Gewissenserschütterung erhielt ich erst in meinem 17. Jahre. Es war dies an einem Sonntagabend. Ich hatte bis spät in die Nacht hinein gelesen. Da griff ich zum Schluß auch noch nach der Bibel und schlug eine Stelle im 2. Buch Mosis auf, die mich sofort mit furchtbarer Gewissensangst erfüllte. Ich habe manchmal nach diesem Abend gedacht: Wenn du doch dieses Wort nicht gelesen hättest! Aber ich bin heute dem Herrn von Herzen dankbar dafür. Ich trennte mich durch des Herrn Gnade, die schon damals an mir arbeitete, von einigen besonderen Sünden. Doch kannte ich damals nur einen heiligen und gerechten Richter. Einen Heiland für die Verlorenen kannte ich noch nicht."

Würtz hatte inzwischen das Schmiedehandwerk verhältnismäßig gut gelernt. Seine natürliche Energie und ein gewisser Ehrgeiz, der ihm noch geblieben, trieben ihn immer wieder, die körperliche Mattigkeit und was ihm sonst schwer wurde, zu überwinden. Nach beendigter Lehrzeit kam unser Freund als Geselle zu verschiedenen Meistern im Siegerland, zuletzt Anfang 1878 zu einem gläubigen Meister in Obersdorf bei Siegen. Hier sollte es durch des Herrn Gnade zu der entscheidenden Wendung bei ihm kommen. Er hatte, wie er schreibt, damals trotz seiner teilweisen Umkehr noch keinen Frieden in seinem Gewissen; und in seinem äußeren Wesen trug er, wie uns aus Obersdorf erzählt wird, auch noch

vielfach die oben gezeichneten Spuren der innern Verbitterung und der Verschlossenheit an sich. Doch gab er sich von Anfang an gerne mit den Kindern seines Meisters ab und hielt sehr zum Hause und zur Familie. Das christliche Familienleben, welches er hier wohl zum ersten Male recht kennen lernte, zog ihn augenscheinlich an. Dabei beobachte er seine Umgebung genau. Er hat nachher wohl erzählt, wie er acht gab, ob sein Meister in seinen Tischgebeten und Hausandachten auch dann derselbe blieb, wenn Fremde zugegen waren; und als er das fand, hatte er um so mehr Hochachtung vor dessen Christentum. Sein Meister suchte ihn auch zum Herrn zu weisen, doch ohne alles Drängen; auch übte derselbe in Bezug auf den Besuch der Versammlung*), die er selbst treu besuchte, keinerlei Druck auf ihn aus. Das gefiel unserm Gesellen wieder. Bei seiner festen, zur Opposition geneigten Art würde solch ein Druck vielleicht auch nur das Gegenteil bewirkt haben. Um so eher ließ er sich jetzt von seinem Meister an einige ernstere junge Leute weisen, die sich in einem Nachbarhause nach der Arbeit zu freiem geselligem Verkehr zusammenfanden. Hier fühlte er sich wohl und hatte, wiewohl er meist stille war, doch oft allerlei zu fragen, wie er denn das Fragen meisterhaft verstand, manchmal so, daß ihm niemand Antwort zu geben wußte. Seine tief gründende, nachdenkliche, einen Gedanken bis in seine letzten Wurzeln und Ziele verfolgende Art kam da schon bald zum Vorschein. An einem der ersten Abende, es war an einem Mittwoch, fand er die Freunde im Nachbarhaus bereit, in die *Versammlung* zu gehen. Auf deren Frage, ob er nicht mitgehen wolle, sagte er zu und wurde von jetzt an ein treuer Besucher der Versammlung. Auch hier gab er scharf acht, und gar manchmal hatte er nachher allerlei zu fragen. Sein Meister verkehrte viel mit einem ältern Bruder in der Nachbarschaft. Im Anfang machte sich Würtz fort, wenn der Nachbar kam. Doch nicht lange, so blieb er und hörte aufmerksam zu, sagte aber zu den geistlichen

*) Für mit den Verhältnissen nicht Bekannte sei hier bemerkt, daß die Versammlung in Obersdorf wie die meisten Versammlungen im Siegerlande in einer Besprechung über Gottes Wort besteht, in welcher einige ältere Brüder vorwiegend das Wort führen.

Gesprächen nichts. Schließlich ging er auch wohl einmal mit, wenn der Meister zum Nachbar ging. Mit stiller Freude sahen die Freunde die Veränderung in der Art des Gesellen, und der Meister sagte wohl einmal: „Bei unserm Ferdinand ist etwas im Gange.“

Er arbeitete in dieser Zeit viel in einer einsamen Bergschmiede (d. h. einer Schmiede, die um eines Bergwerks willen eingerichtet ist), in einem abseits gelegenen Tale, wo er stundenlang in seiner Werkstatt ganz allein war, bis der Wechsel der Schichten die Stille unterbrach und die an- oder ausfahrenden Bergleute ihre Werkzeuge, die der Geselle inzwischen instandgesetzt, abholten oder neue brachten. Jene Einsamkeit ist jedenfalls für die innere Entwicklung unseres Freundes von der größten Bedeutung gewesen. Er selbst spricht sich über seine Stellung und die innern Vorgänge jener Periode folgendermaßen aus: „Ich hatte trotz meiner Umkehr (von einigen besonderen Sünden u. s. w.) noch keinen Frieden in meinem Gewissen, obwohl ich als armer verlorner Sohn zum Vater kam und alles mir nur Mögliche versuchte, um Gott zu erweichen, daß er mir Vergebung gewähren möge; ich kannte eben Jesum, den großen Sünderheiland, noch nicht. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ich sogar in meiner Sündennot gebetet wie einstens Kain: Herr, meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge! Gerne hätte ich meinem qualvollen Leben ein Ende gemacht, aber der Herr bewahrte mich in Gnaden vor diesem verzweifelten Schritt. Eines Abends, nachdem ich eine ganze Stunde lang mit dem Herrn gerungen hatte, stand ich endlich von meinen Knien auf mit dem Vorsatz, nun nicht mehr zu beten, da ja doch alles nicht helfen wollte. Ich betete nun eine Zeitlang nicht mehr, doch endlich mußte ich wieder beten und auch die Versammlung wieder besuchen. Oft habe ich sogar den Herrn gebeten, er möge es mir in einem Traum oder durch eine Stimme vom Himmel kund tun, ob ich in Gnaden angenommen sei. Endlich, als die Not aufs höchste gestiegen war, und ich gleich war einem Ertrinkenden, da schenkte der Herr mir großen Frieden und Gewißheit der Vergebung aller meiner Sünden durch ein Wort aus 2. Tim.

1, 7. („Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Zucht.") Dies war am 2. Aug. 1878. Am Abend desselben Tages übergab ich mich ganz nach Leib und Seele meinem teuren König und Heiland."

2. Bis zum Eintritt ins Missionshaus.

Unser Freund durfte sich des „großen Friedens", der ihm bei seiner Bekehrung (Aug. 1878) zu teil geworden, nur zwei Tage ungestört erfreuen. Dann kam, wie er schreibt, eine schreckliche Zeit über ihn. „Der Teufel verfolgte mich fast Tag und Nacht mit solch schrecklichen Anfechtungen, die ich noch nie über meine Lippen gebracht habe. Dieser Zustand dauerte einige Monate." Einem Freund hat er erzählt, „es sei ihm oft gewesen, als würde ihm die Brust zusammengeschraubt; er sei auch schon tief in den Wald gelaufen und habe dort so laut geschrieen, als er nur gekonnt. Dann sei ihm auch einmal gewesen, als habe der Teufel neben ihm gestanden und gesagt: Du verspielst doch. Da habe er ihm geantwortet: Und du gewinnst nicht. Dabei habe er gezittert und gebebt." „Ich war dabei," so erzählt er selbst in seinem Lebenslauf vom Oktober 1882, „oft so abgemattet, daß ich meine Arbeit nur unter heftigem Zittern meiner Glieder verrichten konnte. Bei meiner schweren Arbeit als Schmied konnte ich doch wochenlang des Nachts fast gar nicht schlafen. Ich habe in dieser Zeit trotzdem festgehalten an dem Herrn. Ich betete fast Tag und Nacht zu ihm und habe durch seine große Kraft den Glauben, welchen er mir geschenkt, festgehalten bis auf den heutigen Tag. Manche Freunde glaubten damals, ich würde den Verstand verlieren, und ich hätte es selbst fast geglaubt. Doch darf ich heute zur Ehre des Herrn bezeugen: Mein Glaube an die Vergebung meiner Sünden ist mir nicht verloren gegangen, sondern ist fester und stärker geworden, trotz der vielen und schweren Anfechtungen. Ich verkehrte in der ersten Zeit meines neuen Lebens fast gar nicht mit andern Menschen. Am liebsten war ich in

meinem Kämmerlein. Besonders köstlich ist es mir, daß der Herr mich gleich von Anfang durch seinen Geist zu einem innigen Gebetsumgang mit ihm führte. Er ließ mich auch manche herrliche Erfahrung machen. Vor allem bin ich ihm dankbar, daß er so freundlich war und meinen armen gebundenen Geist los und gesund machte. Er hat „geheilt" die zerstörten Seelenkräfte und auch den zerrütteten Leib. Er allein war mein Arzt nach Leib und Seele. Das Wort Gottes war nun meine kostbarste Speise und das Gebet meine liebste Beschäftigung. Besonders bewies sich der Herr auch an mir als der wahrhaft freimachende und heiligende Jesus, als der große Wiederhersteller, der da will alles neu machen."

In der Zeit der großen Anfechtung mußte er einmal, wie er dem erwähnten Freunde erzählt hat, zu seinen Eltern nach Allendorf. „Es sei ihm dabei so bange gewesen vor dem weiten Weg (wenigstens 3 Stunden zu Fuß); er habe nicht gewußt, was zu machen sei, und doch habe er gehen müssen. Da habe er sein Testamentchen genommen und habe in Obersdorf angefangen zu lesen und zu gehen, und habe so lesend und gehend den weiten Weg von Obersdorf bis Allendorf zurückgelegt. Auf diese Weise sei er glücklich hin- und zurückgekommen. „Mein erstes Zeugnis," so schreibt er, „welches ich in meinem elterlichen Hause ablegte von dem, was der Herr an meiner Seele getan hatte, brachte mir große Feindschaft von seiten meiner Angehörigen. Doch als ich meinen alten Vater unter Tränen fragte: „Habt Ihr mir auch all' meine Schandtaten vergeben, durch die ich Euch so manche traurige Jahre bereitet habe?" da sagte er mit Tränen in den Augen: „O Ferdinand, schon lange habe ich alles vergeben und vergessen." — Ich hatte nur den einen Wunsch, Jesum zu lieben nicht bloß mit Worten, sondern mit der Tat und in der Wahrheit."

In jener Zeit der Anfechtung war unserm Freund eine Bibelstunde, die der damalige Reiseprediger Br. N. in Obersdorf hielt, und die nachfolgende persönliche Aussprache mit diesem sonderlich zum Segen und zur Aufrichtung geworden. Von da an schloß er sich Br. N. in besonderer Weise an. Dieser war es auch, der dem Einsamen und in seiner Um-

gebung oft nicht recht Verstandenen einen gleichgesinnten Freund zuführte, mit dem Br. Würtz bis an sein Lebensende in enger Gemeinschaft verbunden geblieben ist. Mit diesem Freunde besuchte unser Bruder oft die Versammlung in H., in welcher damals die Heiligung im Sinne der sogenannten Oxforder Bewegung (Pearsall Smith) mit besonderem Nachdruck betont wurde. Unser Freund mit dem Ernst und der Entschiedenheit seines ganzen Wesens fühlte sich dort oft mehr zu Hause als in der Versammlung in Obersdorf, wo in den Besprechungen wesentlich die Rechtfertigung getrieben wurde, und wo man ihm, wenn er in seinen Fragen oder Bemerkungen den Heiligungsernst betonte und forderte, oft in scharfer Weise entgegentrat. Die älteren Brüder fürchteten eben, unser junger Freund möchte, innerlich ungegründet und unerfahren, wie er noch war, bei seinem Heiligungsstreben in ein gesetzliches Wesen oder in geistlichen Hochmut hineingeraten, und suchten dem in ihrer derben Siegerländer Art zu wehren. Zum Teil mögen sie dabei nicht unrecht gehabt haben; doch sind sie gewiß nun und dann auch in ihren Befürchtungen und in ihrem Gegensatz zu weit gegangen. Ihn trieb aber das alles nur mehr in die Schrift hinein, dort zuzusehen, ob sich's so oder so verhielte. Und wenn man ihm scharf auf die Finger sah, ob sein Wandel auch mit dem stimmte, was er in der Lehre vertrat, so war das ja nur Gewinn für ihn. Uebrigens war unser Freund trotz allem in der Obersdorfer Versammlung ein anregendes Element; er trieb durch seine Fragen und Bemerkungen, mit denen er sich jedoch nie vordrängte, auch andere zum Forschen im Wort. Und sonderlich bei den Jüngeren war der gesegnete Einfluß seines Ernstes und seiner persönlichen Entschiedenheit in der Hingabe an den Herrn wohl zu bemerken.

Seine sinnende, forschende Art, die allem auf den Grund zu kommen und alle Gedanken bis zu ihren letzten Konsequenzen zu verfolgen suchte, verleitete ihn je und je auch zu allerlei Sonderbarkeiten, von deren Unrichtigkeit er dann nicht immer leicht zu überzeugen war. So hatte er sich einmal in den Gedanken verrannt, man brauche niemand mit „Sie" anzureden, weil das in der Bibel auch nicht geschehe; man

dürfe niemand „Meister“ nennen, weil Jesus das (Matth. 23, 10) verboten habe, u. dergl. mehr. Er konnte dann zuweilen, wie ihm sein Meister einmal sagte, so hart sein wie sein Ambos. Wenn er aber einsah, daß er unrecht hatte, so bekannte er das auch offen. Ueberhaupt zeigte sich immer wieder, daß seine Festigkeit im Grunde kein Eigensinn war, sondern daß es ihm schließlich nur um die Wahrheit ging. — Hatte ihn ein Gedanke einmal erfaßt, dann konnte er von demselben so festgehalten werden, daß er darüber alles andere vergaß. Einmal war er beim Schmieden auf eine Schriftstelle gekommen, und beim Sinnen darüber ließ er das Eisen verbrennen, sodaß sein Meister ihn schelten mußte und ihn einen „gedankenlosen Kerl“ nannte. Er meinte hernach, der Meister habe ja wohl Grund gehabt, ihn zu schelten, aber er hätte ihn doch diesmal eigentlich einen „gedankenvollen Kerl“ nennen müssen.

Uebrigens suchte unser Freund in seinem irdischen Beruf alle Treue zu beweisen. Einmal hatte er mit einem Nebengesellen in einer Bergschmiede zu arbeiten. Jener war stets früher fertig, weil er es mit seiner Arbeit nicht gar so genau nahm, und er wollte, daß auch Br. Würtz seinem Beispiel folgen möge. Dieser aber sagte: „Das kann und darf ich nicht, denn wenn der Bergmann das Bohr ansetzt, und es steht ihm nicht (hält ihm nicht stand), so ärgert er sich oder flucht vielleicht, und die Schuld trifft mich, und das ist schädlich für mein inneres Leben.“ Nicht weniger gewissenhaft nahm er es, wie jener Nebengeselle, der durch ihn zum Herrn geführt wurde, erzählt, mit seinem geistlichen Beruf. Jeden Morgen (mit Ausnahme des Sonntags) stand er um 4 Uhr auf, da er schon um 5 Uhr zur Schmiede mußte. Diese Stunde benutzte er zum Beten und Lesen des Wortes Gottes. Einmal habe er sich verschlafen, doch was ihm das zu tun gemacht habe! Er sei oben auf den Boden der Schmiede geklettert und habe den Herrn gebeten, daß doch solches nicht mehr vorkommen möge. Er hätte sich ja wohl damit entschuldigen können, daß die Arbeit so schwer und er körperlich noch recht schwächlich sei; aber er wollte von keiner Entschuldigung wissen. — Er war gegen sich selbst sehr streng.

Auch im Essen und Trinken war er, sonderlich im Anfang, fast mehr als enthaltsam. Ebenso nahm er's in der Unterhaltung sehr genau und sprach nicht mehr, als er unbedingt mußte.

Im Zeugnis für seinen himmlischen Meister war er aber sehr treu. Wo er dazu Gelegenheit fand, suchte er sie zu benutzen, und der Herr hat ihn darin mannigfach gesegnet. Auf einer Grube, wo er schmiedete, arbeiteten viele Katholiken. Auch denen wollte er gern mit dem Evangelium dienen. Er erntete aber im Anfang nur bitterböse Feindschaft, die sogar in allerlei Weise tätlich wurde. Doch haben ihn nachher manche um Vergebung gebeten. Einmal kam er mit einigen Freunden von einem Fest zurück. Unterwegs holten sie eine Anzahl junger Leute ein, mit denen unser Freund alsbald ein Gespräch über ihr Seelenheil anzuknüpfen suchte. Die andern gingen eine Weile weiter, kehrten aber dann doch zurück, um ihn nicht allein zu lassen, und kamen gerade rechtzeitig, um zu verhüten, daß unser Bruder eine tüchtige Tracht Prügel bekam.

Die meiste Zeit bis zu seinem Eintritt in Neukirchen arbeitete er in Obersdorf. Nur zweimal suchte er auf kürzere Zeit in andern Orten Arbeit, wenn sein Meister in Obersdorf gerade nicht Arbeit genug hatte. Mit Freuden kehrte er aber immer wieder zu diesem zurück, wenn er ihn rief. In Obersdorf kam auch der Ruf zum Missionsdienst an ihn. Er erzählt darüber in seinem Lebenslauf folgendes: „Die erste Anregung dazu erhielt ich bald nach meiner Bekehrung durch eine Missionspredigt von Pastor Tiesmeyer (jetzt in Kassel) über das Wort: „Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt“ ꝛc. (Matth. 24, 14). Durch diese wurde ich gewaltig angefaßt und innerlich getrieben, doch auch den Heiden das kostbare Evangelium zu bringen. Doch standen mir noch große Hindernisse im Wege, diesem Triebe zu folgen. Ich konnte nämlich keine freiwillige Einwilligung von meinen Eltern erlangen zu diesem Schritt und war auch noch nicht militärfrei. Ich konnte darum noch nicht in eine Missionsanstalt eintreten. Daß dieser Trieb nur natürliches Feuer war, wage ich nicht zu sagen. Es war doch wohl Wirkung

des Geistes dabei. Aber ich sollte noch warten. Ich bemühte mich nun, mir diese Gedanken aus dem Kopf zu schlagen. Aber das wollte mir nicht recht gelingen; denn wenn ich oft allein war und mir auch wohl manchmal einen Zukunftsplan ausdachte, dann trat mir die ernste Frage nahe: Und wenn du nun doch solltest Missionar werden? Ich suchte mir dann auch wohl einzureden, ich könnte auch in meinem Handwerk dem Herrn dienen. Aber dieselbe Stimme sagte mir dann: Der Vorwurf, „Du hast nicht gewollt" wird dir dein ganzes Lebensglück verbittern. Mit diesen Gedanken zerarbeitete ich mich bis in den Juni 1880, wo ich auf wunderbare Weise militärfrei wurde. Ich hatte mich in der Zeit, in der ich dem Herrn diente, tüchtig in meinem Handwerk ausgebildet und war nun allen Ernstes willens, mein Handwerk selbstständig zu betreiben. Da trat mir jedoch der Herr wieder in den Weg mit der Bitte: Willst du mir nicht folgen? Ich widerstand noch immer, obwohl er es mich ziemlich deutlich merken ließ, daß ich nur um seinetwillen militärfrei geworden sei. Doch ich wollte durchaus nicht. Da kam ein alter Knecht Gottes, Br. B. aus B., zu uns und sprach in der Versammlung so ernst darüber, daß ein jedes Kind Gottes sich klar werden müsse, ob es auch in dem ihm vom Herrn zugewiesenen Berufe stehe? Dies brachte mich wieder in große Unruhe. Ich konnte an dem Abend nicht zu Bette gehen. Wohl zwei Stunden lang habe ich mit dem Herrn gekämpft, bis ich endlich überwunden war und alle meine Pläne zu seinen Füßen legte. Ich wollte nun das, was auch der Herr wollte. Da ward mein Herz ruhig, und der Friede Gottes kam wieder in mein Herz.

„Der erste Schritt, den ich nun tat, war, daß ich an meinen Vater schrieb und ihn um seine Einwilligung bat. Nach zwei Tagen kam mein Vater selbst zu mir und brachte mir zu meinem Erstaunen seine Einwilligung. Nachdem ich mir nun völlig klar geworden, daß es der Herr war, der mich in seinen Dienst gerufen hatte, war die zweite wichtige Frage die: Wo ist nun der Ort, da ich vorbereitet werden soll? Mein Herz zog mich sehr nach Chrischona in der Schweiz." Eine Zeitlang kam auch das Barmer Missionshaus in Be-

tracht, doch hinderte ihn da wesentlich seine kirchlich freiere Stellung. Einige ältere Brüder rieten nun zu Neukirchen. In der Sept.-Nr. des Missions- und Heidenboten (1880) hatte Pastor Doll zuerst öffentlich von seinen Gedanken, außer dem Waisenhaus auch eine Missionsanstalt zu gründen, geredet, und am 18. Sept. 1880 trat Schreiber dieses als künftiger Lehrer und Vorsteher der zu begründenden Anstalt in Neukirchen ein. So war hier noch alles in den ersten Anfängen. Unserm Bruder war Neukirchen mit seinen Anstalten bis dahin völlig fremd gewesen. Darum entschloß er sich, im November 1880 selbst einmal zu kommen und zu sehen. Lebhaft steht sein Bild noch vor meinem Auge, wie er an jenem November-Sonntag hier im Pfarrhaus eintrat, im blauen Kittel und der Mütze, so wie er im Siegerland zu gehen gewohnt war, wortkarg und ernst in seinem ganzen Wesen, so ernst, daß ich nachher äußerte, das sei wohl ein junger Mann, der gar nicht lachen könne. Er wünschte Pastor Doll zu sprechen. Bei diesem erkundigte er sich zunächst eingehend nach der Einrichtung der zu begründenden Missionsanstalt, dem Unterricht, den Grundsätzen u. s. w., und als dessen Bericht zu seiner Zufriedenheit ausgefallen war, sagte er: „So, nun will ich Ihnen auch sagen, wer ich bin und was mich hertreibt." Wir hatten gleich alle den bestimmten Eindruck, daß in dem jungen Bruder bei allem, was ihm noch etwa fehlen möge, doch das Zeug zu einem tüchtigen Missionar stecken könne. Er hat sich zwar damals noch nicht gerade zum Eintritt bei uns „gemeldet", doch trugen wir, nachdem wir mit ihm über die Sache gebetet, kein Bedenken, es ihm auszusprechen, daß unserseits wohl seinem Kommen nichts im Wege stehen würde. Ihm war es aber noch nicht völlig klar, doch war er „zufrieden mit dem, was der Herr tun wollte." Im Mai 1881 war endlich bei ihm und bei uns alles so weit reif, daß wir ihn nach Neukirchen berufen konnten.

3. Im Waisen- und Missionshaus.

Als Würtz im Mai 1881 in Neukirchen eintrat, um hier seine Vorbereitung für den Missionsdienst zu suchen, stand

die Missionssache noch in ihren ersten Anfängen. Zwar waren außer dem Schreiber dieses als dem zukünftigen Inspektor schon zwei Zöglinge vorhanden, Br. Weber und Br. Heider mit seiner Frau, zu denen nun Br. Würtz und fast um dieselbe Zeit auch Br. Blecher mit seiner Frau*) hinzukamen. Aber eine eigentliche Missionsanstalt gab es damals noch nicht. Es hatten sich nämlich von seiten der Königl. Regierung zu Düsseldorf und des Königl. Konsistoriums in Coblenz dem Fortgang der Waisensache und dem Beginn des Missionswerks allerlei unerwartete Hemmungen in den Weg gestellt, die erst nach mehr als 1½jährigen Verhandlungen überwunden wurden. Inzwischen wohnte unsere kleine Missionsfamilie, zu der im Herbst 1881 für einige Monate auch Br. Klein (jetzt in Kassel) hinzukam, bis Februar 1882 im Waisenhaus, wo wir mit der schon etwa 25 Seelen zählenden Waisenfamilie die vielfachen Erfahrungen von Not und Hilfe teilten, die in jenen Anfangsjahren gemacht wurden. Dabei gab es für die Brüder eine erste Vorschule zu ihrem künftigen Beruf, welche ihrer Natur vielleicht nicht immer angenehm, die aber für ihre innere und äußere Entwicklung doch von der größten Bedeutung war. Die beiden unverheirateten Brüder Würtz und Weber traten zunächst bei den Waisenkindern als eine Art Erziehungsgehilfen ein und nahmen sich ihrer in mannigfachster Weise an, wodurch sie sowohl diesen zum Segen wurden, als auch für sich selbst in erzieherischer und sonstiger Hinsicht allerlei Förderung und vielseitige Uebung und Anregung empfingen. Dazu fanden sie und die andern Brüder beim Ausbau des Waisenhauses, dessen drittes Stockwerk noch ganz im Rohen lag, und bei einem Anbau, der erst gemacht werden mußte, vielfach Gelegenheit, sich für ihre künftige Bautätigkeit vorzubereiten. (Br. Würtz als Schmied und Br. Weber als Schreiner konnten sich dabei mit ihrer Handwerkskunst vielseitig nützlich machen.) Ein Ziegelofen, der in dieser Zeit auf dem Waisenhausgrundstück gesetzt wurde, und bei dem alle Brüder tüchtig helfen mußten, ließ dieselben auch mit der Arbeit des Ziegelns ver-

*) In den ersten Jahren wurden drei verheiratete Brüder mit ihren Familien aufgenommen; später ist das nicht mehr geschehen.

traut werden, was den beiden Afrika-Brüdern gleichfalls oft gedient hat.

Als im Herbst 1881 das Dachgeschoß des Waisenhauses soweit ausgebaut war, daß unsere kleine Missionsfamilie dort einziehen konnte, fingen wir in täglich 2—3 Vormittagsstunden eine Art vorbereitenden Unterricht in der Form freier Unterhaltung an. (Der Einspruch der Regierung und des Konsistoriums war eben noch nicht gehoben. So glaubten wir, mit dem eigentlichen Unterricht noch nicht beginnen zu dürfen.) Aber auch die Abende fanden uns meist auf meinem Zimmer im Giebel des Dachgeschosses in lebhaftem Austausch über allerlei Fragen des innern Lebens, der biblischen Lehre 2c. vereinigt, — wenn nicht etwa unten im Waisenhaus die wöchentliche Bibelbesprech- oder Gebetstunde war. Lebhaft, sehr lebhaft ging es manchmal bei jenen Zusammenkünften und zuweilen auch in den Bibelbesprechungen her; und zwar war es meist Br. Würtz, der durch seine eigenartige Auffassung der Schrift und der Aufgaben des innern Lebens die andern Brüder — und hier und da auch unsern lieben Hausvater Mathies und den seligen Pastor Doll — zu mehr oder minder scharfem Widerspruch herausforderte. Br. Würtz betonte nämlich immer wieder die Forderungen der Schrift und die menschlichen Bedingungen für die Erlangung des Heils und der einzelnen Heilsgaben, während die andern Brüder, nach der von ihnen energisch vertretenen „Lehre von der freien Gnade" wesentlich die Verheißungen betont wissen wollten und das, was Gott in Jesu getan hat und tut. Mir, der ich nach meiner Führung für beide Auffassungen, insbesondere auch für die des Br. Würtz ein Maß von Verständnis hatte, fiel dabei, wie ich hier wohl zufügen darf, meist die nicht immer leichte und oft noch weniger angenehme Aufgabe zu, die Gegensätze zu vermitteln. Wie es bei solchen Auseinandersetzungen meist geht, so war es auch hier vielfach: ohne daß man es merkt, will man aus Furcht vor den gefährlichen Folgerungen, die sich aus den Darlegungen und Anschauungen des andern ergeben können, auch das nicht zugeben, was man sonst wohl zugeben möchte, und kann nicht verstehen, was man sonst gut verstehen würde; und so kommt

es schließlich nicht zum Ausdruck, daß man einander doch viel näher steht, als es auf den ersten Augenblick scheint. Uebrigens würde Br. Würtz jetzt wohl selbst eingestehen, daß er in jener Zeit wirklich etwas gesetzlich stand, daß sich ihm die „Gnade Gottes in Christo Jesu" in ihrem ganzen Umfang noch nicht recht erschlossen hatte. Da er jedoch aufrichtig war und es ihm wirklich um die Wahrheit ging, er auch unter innerer Zucht stand, so hat der Herr das schon abzuschleifen und zu ergänzen gewußt. Gewiß haben auch jene oft so lebhaften Auseinandersetzungen mit den andern Brüdern ihm zu mannigfacher Klärung gedient, wie sie diesen gewiß ebenfalls nicht ungesegnet geblieben sind. Dann kam später der eigentliche Unterricht hinzu und vor allem auch die unmittelbare äußere und innere Erfahrung in der Schule des Herrn. Er ist ja ein Meister im Ziehen und Erziehen.

Ein kleiner bezeichnender Zug mag hier seine Stelle finden. Eines Tages, es war nicht lange vor Weihnachten 1881, kam ich an unseres Bruders Schmiedewerkstatt vorbei, die damals im Schuppen hinter dem Waisenhaus war. Als er mich sah, ließ er von seiner Arbeit ab und rief mich herein. „Denken Sie doch, Herr Kandidat, was ich gewagt habe. Sie wissen, wie schwer es mir wird, für mich um etwas zu bitten, wenn es äußere Sachen sind. Da tritt mir immer das Wort in den Weg: So ihr in mir bleibet und meine Worte in euch bleiben, so werdet ihr bitten, was ihr wollt, und es wird euch widerfahren (Joh. 15, 7). Und dann finde ich, wie sehr es bei mir noch an dem Bleiben in Jesu fehlt, und ich habe keinen rechten Mut, für meine persönlichen Bedürfnisse zu beten. Nun habe ich's aber doch gewagt, den Herrn um etwas Geld für mich zu bitten."*) Ich sah ihn etwas verwundert an und bemerkte halb scherzhaft, um ihm auf den

*) Br. Würtz hatte früher alles Geld, das er verdiente, seinen Eltern abgegeben. Diese erklärten ihm aber bei der Erteilung der Erlaubnis zum Eintritt ins Missionshaus, er müsse wissen, daß er während des Aufenthaltes daselbst auf Geldunterstützung ihrerseits nicht zu rechnen habe. Da unsere Missionshausbrüder kein Taschengeld bekommen, ihre Bedürfnisse vielmehr auf Wunsch nach Vermögen aus der Haus-Kasse befriedigt werden, so hatte auch Br. Würtz für gewöhnlich kein Geld in Händen.

Zahn zu fühlen: „Da soll's mich aber doch wundern, ob Sie denn auch jetzt das Erbetene bekommen werden." „Das glaub' ich doch," war seine zuversichtliche Antwort. Und siehe, nicht lange darauf rief er mich wieder in seine Schmiede und erzählte mir mit tief bewegtem Herzen, daß der Herr wirklich seine Bitte erhört. Ein Freund, dem er selbstverständlich nichts von seinem Begehren geschrieben, habe ihm etwas Geld für seine Sonntagsschule geschickt und 5 Mk. hinzugefügt, die für ihn persönlich sein sollten. Er sei doch so gebeugt über diese Herablassung des Herrn. — Ich war auch tief bewegt. Ich fühlte, was diese Erfahrung für den Bruder bedeutete, der sonst so streng gegen sich und so ängstlich war, etwas von dem Herrn zu erwarten, was nicht zum Allernötigsten gehörte. Noch mehr bewegt war ich aber, als ich zu Weihnachten an meinem Platz einen Regenschirmständer fand, den Br. Würtz mit einem andern Bruder zusammen für mich gekauft hatte, und der, wie ich wußte — 10 Mk. kostete!

Die Verhandlungen mit Regierung und Konsistorium über den Fortbestand des Waisenhauses hatten schließlich zu dem Resultat geführt, daß Pastor Doll an dasselbe einen Lehrer berufen mußte, welcher der Regierung gegenüber die Verantwortlichkeit für die Waisensache trüge. So wurde Br. Heinrich Meyer zum Frühjahr 1882 als erster Waisenhaus-Lehrer und -Inspektor berufen. Um für dessen Einzug im Hause Raum zu schaffen, mußte für unsere kleine Missionsfamilie anderweitig ein Unterkommen gesucht werden. Eine Zeitlang schien es, als sollten wir in alle vier Winde zerstreut, d. h. in verschiedenen Häusern im Dorf und außerhalb desselben untergebracht werden. Das wollte uns im Blick auf die schöne und trotz mannigfacher Verschiedenheiten doch so reich gesegnete Gemeinschaft, die wir im Waisenhaus miteinander gehabt hatten, sehr schwer werden und trieb uns viel ins Gebet. Der Herr erhörte auch unser Flehen und führte es so, daß wir im Januar 1882 ein schon seit 1½ Jahren leer stehendes früheres Wirtshaus mit Tanzsaal als Missionshaus erhielten. Dasselbe war freilich in einem nichts weniger als guten und für seinen neuen Zweck

fertigen Zustand; und es gab wieder sehr viel um- und auszubauen und einzurichten, so daß die ältesten Brüder aus den Bauarbeiten kaum herausgekommen sind. — Der provisorische Unterricht in täglich 2—3 Vormittagsstunden und die abendlichen Zusammenkünfte, die wir im Waisenhaus begonnen, gingen dabei soweit möglich in alter Weise fort.

Die erste Einrichtung im Missionshaus war eine überaus bescheidene, fast ärmliche; und die Anfangszeiten waren, was die äußere Versorgung betrifft, oft recht schwer. Wir haben uns manchmal sehr durchglauben und durchbeten müssen. Aber der Herr hat uns doch nicht verlassen noch versäumt, auch da nicht, wo noch keiner der Freunde hin und her wußte, daß wir jetzt im Missionshaus einen eignen, von der Kasse des Waisenhauses unabhängigen Haushalt führten. Und er gab Gnade, daß wir mit fröhlichem Herzen das hinnahmen, was seine Hand uns je und je von äußeren Entsagungen auferlegte. Und wie dankbar waren wir dann oft für eine kleine Gabe, die einer augenblicklichen Not abhalf! Wie lernten wir den Herrn von Tag zu Tag in seiner nie ermüdenden Treue kennen und preisen! Gewiß wird ein jeder von uns, die wir jene ersten Wochen und Monate im Missionshaus mit durchlebt haben, nur mit innigem Dank auf jene Zeit zurückblicken können. Für die Brüder aber war sie im Blick auf ihre künftigen Aufgaben und Erfahrungen noch von besonderer Bedeutung.

Im Mai 1882 lief endlich von Regierung und Konsistorium der Bescheid ein, daß sich dieselben dem offiziellen Beginn der Missionssache nicht länger in den Weg stellen wollten. Nun galt es zunächst, einen zweiten Lehrer für die schon vorhandenen und noch hinzu erwarteten Missionshausbrüder zu bekommen. Derselbe fand sich in der Person des damaligen Kandidaten, unseres jetzigen Missionshaus-Inspektors Br. Schiefer (aus dem Königreich Sachsen). Am 27. Aug. 1882 wurde das Missionshaus im Beisein des teuren Gottesmannes Georg Müller aus Bristol und vieler Geschwister von nah und fern eingeweiht, einige Wochen später traf Br. Schiefer hier ein, und nun begann am 2. Okt. ein regelrechter Unterricht in täglich vier Stunden, an dem sich außer

Br. Schiefer und mir eine Zeitlang auch der selige Pastor Doll mit 1 bis 2 Stunden wöchentlich und vom Mai 1884 ab auch unser neuer Waisenhausinspektor Br. Mandel mit dem Unterricht im Deutschen beteiligte. Ich kann hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß im ganzen unser damaliger Unterricht nach den mannigfachsten Seiten hin recht wenig seinem und auch unserem Ideal entsprach. Er war nach unserem Lehrplan auf einen Zeitraum von drei Jahren bemessen, erreichte aber das erste Mal fast in keinem der Fächer sein eigentliches Ziel. Nun kam hinzu, daß die ältesten Brüder, die meist schon nicht mehr jung waren, — zum Teil wesentlich älter als ihre Lehrer, — gemäß dem, was Pastor Doll ihnen in Aussicht gestellt hatte, darauf bestanden, daß ihnen auch das Jahr vorläufigen Unterrichts, den ich von Herbst 1881 an erteilt hatte, angerechnet und mit Herbst 1884 ihr Unterricht beschlossen werden möchte. So erhielten diese erst recht nichts Ganzes. Das galt insonderheit von dem sprachlichen Unterricht, den Schreiber dieses fast ganz zu erteilen hatte. Bei demselben bemühte ich mich, unter reichlicher Heranziehung der Resultate der Sprachvergleichung, die Brüder so in die griechische, die englische und auch zum Teil in die deutsche (wie vorher in die Anfänge der hebräischen) Sprache einzuführen, daß besonders ihr Sprachsinn und die Fähigkeit, eine neue Sprache grammatisch zu erfassen und zu bearbeiten, bei ihnen geweckt und vermehrt werden möchte. Darüber kamen wir aber recht langsam vorwärts, und so blieb's, was das Können und den Gebrauch der griechischen und der englischen Sprache betraf — vom Hebräischen gar nicht zu reden — leider bei einem recht bescheidenen Anfang, zumal bei den ältesten Brüdern für das Griechische zwei und für das Englische nicht einmal ein Jahr zur Verfügung stand.*) Ich hebe dies besonders hervor, um dadurch das, was unser Bruder hernach auf sprachlichem Gebiet hat leisten dürfen, ins rechte Licht zu stellen. Doch möchte ich es auch nicht unausgesprochen lassen, daß vielleicht gerade die erwähnte Art unseres damaligen sprachlichen Unterrichts bei allem, was sich gegen sie anführen

*) Von Jan. 1884 ab haben die Brüder auch Holländisch getrieben, bis Mai bei Br. Horstman, weiter bei mir.

läßt, doch der hervorragenden Sprachbegabung unseres Br. Würtz wieder besonders gedient haben kann. So könnte es denn auch wohl sein, daß unser ganzer Unterricht in jenen ersten Jahren mit seinem Eingehen auf so vielerlei, was wir später fahren lassen mußten, mit seinem Suchen nach den besten Wegen u. s. w., bei dem, was er sonst vermissen ließ, doch dem selbständiger forschenden Geist unseres Bruders wieder manche besondere Anregungen gegeben hat, die er sonst nicht gefunden hätte.

Doch gehörten zu seiner Vorbildung gewiß wesentlich auch eine Reihe praktischer Lektionen, in die er vor allem in den letzten Jahren hineingeführt wurde. So bei dem plötzlichen Tod eines Bruders, weiter an dem Kranken- und Sterbebett des kleinen Heinrich Doll, besonders aber bei der ersten Krankheit, der Heilung, der erneuten Krankheit und dem Heimgang des seligen Pastor Doll († 23. Mai 1883), bei dem er mit Br. Weber wochenlang treue Helfer- und Krankenpfleger-Dienste verrichten durfte. Dann auch in der Sonntagsschule, in der er mit besonderer Lust und Hingebung vor allem unter den Kleinsten tätig war und in seltener Weise die Liebe und Anhänglichkeit seiner kleinen Schüler und Schülerinnen hatte. Endlich auch in Hausbesuchen und Versammlungen, die er hin und her zu machen und zu halten die mannigfachste Gelegenheit fand. —

Stelle ich mir das Bild unseres Bruders vor Augen, das ich bei seinem ersten Besuch in Neukirchen im Nov. 1880 gewann, und ich vergegenwärtige mir ihn dann bei seinem Abschied von hier im Dez. 1884, so muß ich sagen, er war in vielem ein andrer geworden, und der Herr hatte bei allem, was in den vier Jahren bei uns im Unterricht und sonst gefehlt, doch viel Gnade gegeben. In der ersten Vorschule für den künftigen Beruf war unser Bruder durch Gottes Gnade nicht ganz umsonst gewesen. Doch eine zweite wartete schon auf ihn. Es war die Schule seines zweijährigen Aufenthaltes in Aegypten. Ehe ich aber davon weiter berichte, möchte ich gerne noch einige handschriftliche Mitteilungen unsres Bruders aus der Zeit seines Aufenthalts in Neukirchen, die mir in seinem Lebenslauf und einer An-

zahl Freundesbriefe vorliegen, einfügen. Ich denke, daß dieselben dazu helfen werden, das Bild seiner Entwicklung, das in obigem wesentlich nach der äußeren Seite gezeichnet wurde, nach der inneren Seite zu vervollständigen.

Am 19. Juni 1881, sechs Wochen nach seinem Eintritt ins Waisenhaus, schreibt Br. Würtz in einem Freundesbrief: „Der Herr ist noch mit mir. Und dieses Bewußtsein sollte uns auch genug sein und uns in allen Lagen und Verhältnissen bewahren vor Mutlosigkeit und Verzweiflung. Ich bin hier im Waisenhaus in eine rechte Erziehungsanstalt gekommen. Unter den mancherlei hier vertretenen Richtungen und Charakteren allein mit seinem Herrn mitten hindurch den schmalen Weg der Selbstverleugnung zu gehen, ist im rechten Sinne eine Erziehungsanstalt. Doch seit der Zeit, daß ich Jesum nicht mehr allein als den einen großen Herrn und König kennen, sondern ihn auch (wenn auch noch in geringem Maße) als meinen Freund und täglichen Begleiter kennen gelernt habe, ist mein Gang, der wohl täglich schwieriger wird, mir doch viel erträglicher geworden, und ich genieße einen tiefen Frieden."

Am 16. Sept. 1881 schreibt er an denselben Freund: „Auch wir beide möchten so gerne des Heilands Busenfreunde werden, das weiß ich. Da wollen wir es uns denn auch gefallen lassen und uns darüber freuen, wenn wir es erfahren, daß er uns täglich in eine feinere und schärfere Zucht seines Geistes nimmt und uns ein besonderes Maß Leiden zumißt. Denn unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, wirkt eine überschwengliche Herrlichkeit an uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare . . . Meine Erfahrungen in der Zeit meines Hierseins sind von gar mancherlei Art. Ich habe in dieser Zeit von fünf Monaten vielleicht so viel gelernt als sonst in fünf Jahren meines Lebens. Vor allem habe ich mich selbst noch von mancher Schattenseite kennen gelernt . . . Dann habe ich auch eine tiefere Menschenkenntnis gewonnen, welches mir ja auch besonders not tut. Ich habe aber auch meinen himmlischen Erzieher näher kennen gelernt."

In einem Brief vom 20. Februar 1882 lesen wir u. a.:

„Der treue Herr bricht ab und baut auf; das ist ja seine Art, welche für mich kurzsichtigen Menschen manchmal so unverständlich ist. Doch das bleibt fest und unbeweglich stehen: „Der das gute Werk in mir angefangen, der wird es auch vollführen bis auf den Tag Jesu Christi.“ — Ich fühle es in der letzen Zeit besonders, wie die Autorität und Majorität zwei besonders schlimme Feinde sind, auch unter den Gläubigen.“

Am 4. Juni 1882 schreibt Br. Würtz: „Ich mußte mir in der letzten Zeit trotz allem Widerstreben und Ausreden meines Herzens dennoch das Zeugnis geben, daß ich die erste Liebe und Treue verlassen habe. O, dies war furchtbar bitter für mein armes Herz . . Doch dieses demütigende Bewußtsein hat eine segen- und heilbringende Folge für mich gehabt: der Herr hat aufs neue bedeckt und geheilt den Schaden meiner Seele, welcher durch meine Trägheit und Kampfesscheu entstanden war; und ich habe mich aufs neue, natürlich durch des Herrn Gnade, mit heiligem Ernst und göttlicher Kraft aufgerafft, und es ist wieder zu einem neuen lebendigeren Gemeinschaftsleben mit dem Herrn gekommen . . . Verzeih', daß ich mich solch kühner Worte bedient habe! Doch bei den Gefahren, die uns heute in der Welt und, leider muß ich es aussprechen, auch von seiten der, daß ich so sage, halben Christen drohen, tut es so not, daß wir . . . uns gegenseitig aufmuntern und uns untereinander reizen, ihm doch mit ganzer Liebe und allem Ernst nachzufolgen.“

In seinem Lebenslauf vom 2. Oktober 1882 spricht sich unser Bruder über die 17 Monate seines Aufenthaltes in Neukirchen folgendermaßen aus: „Das erste Jahr hier in Neukirchen ist ganz besonders für mich ein Jahr schwerer Prüfung gewesen; und wo nicht der Herr wäre mein Fels gewesen, so wäre ich oftmals zusammengebrochen. Besonders dunkel und unsicher war es mir oft, ob auch der Herr mich nach Neukirchen geführt habe. Erst im letzten halben Jahr ist mir dies klarer geworden durch des Herrn Freundlichkeit. O welche Kraft zur Ausdauer im schweren Kampf gibt doch die Gewißheit, daß der Herr mit mir ist! Wenn ich nun beim Schreiben meiner Lebensführung dieselbe noch einmal im

Lichte Gottes überschaue, so darf ich zur Ehre des Herrn bezeugen: Es ist mir klarer und gewisser geworden, daß ich ein Knecht Jesu Christi bin, von seinem heiligen Geiste ausgesondert und berufen. Ich darf dem Herrn für manchen Segen danken, den er mir in Neukirchen geschenkt hat. Er hat mich mit teuren Freunden und Brüdern innig verbunden, Auge und Herz sind weiter geworden, der Weg ist sicherer und das Ziel größer geworden. Manches, was nur Ahnung war, ist zur Gewißheit geworden. Doch habe ich mich auch tief zu beugen vor dem Herrn, daß ich manchen Segen durch eigne Verschuldung verloren habe. Und ich habe nur dann Mut und Freudigkeit weiterzugehen, wenn ich es glaube und weiß, daß der große König der Geister, der Fürst der Könige, bei mir und mit mir ist alle Tage bis an der Welt Ende."

Am 3. Dez. 1882 schreibt er seinem Freund: „Ich denke jetzt viel an das herrliche Liedchen, welches die Engel vor nun wohl 1800 Jahren dort auf Bethlehems Feldern gesungen haben: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden, an den Menschen ein Wohlgefallen. Ich glaube ganz gewiß, daß die Engel nicht bloß aus lauter Freude dieses herrliche Lied auf der Erde gesungen haben, sondern auch aus dem Grund, daß die Menschen es auch singen lernen sollten. Besonders sollen auch Du und ich es lernen. Nicht wahr, es fällt uns beiden oft recht schwer, dies mitzusingen. Besonders fällt es uns zu gewissen Zeiten recht schwer, den letzten Teil des Liedes zu singen: „An Menschen ein Wohlgefallen." Das glauben wir gerne, daß der Vater im Himmel Wohlgefallen hat an seinem geliebten Sohne Jesu; aber daß derselbe auch in Jesu, seinem geliebten Sohne, Wohlgefallen an uns Menschen, ich meine auch besonders an Dir und mir, habe, das immer zu glauben und dafür zu danken, fällt oft sehr schwer. Doch bleibt's dabei, die Engel haben's gesungen, und so dürfen auch wir es glauben und mitsingen."

Am 6. Juni 1883 schreibt er im Rückblick auf den Heimgang unseres l. Pastor Doll: „Laßt uns doch auf den einigen Grund, der in uns gelegt ist, und der nichts anderes denn Christus ist, als weise Baumeister Gold, Silber und

Edelsteine bauen, und nicht Holz, Heu und Stoppeln, damit unser Lebenswerk nicht im letzten Prüfungsfeuer verbrenne und wir zwar selig werden, doch so als durchs Feuer."

In einem Brief vom 17. Juli 1883 lesen wir: „In meinen täglichen Erfahrungen wird es mir besonders köstlich, daß ich einen Heiland habe, der vom Kripplein bis zum Grabe, ja zum Thron, da man ihn ehrt, mir, dem Sünder, zugehört." Und am 24. September heißt es weiter: „Ich bin seit ungefähr einem halben Jahre sowohl körperlich wie auch geistig krank. Körperlich zwar nicht so sehr, daß ich ins Bett müßte, doch werde ich viel mit Kopf- und Brustschmerzen gequält. Aber dies ist nicht die Hauptsache. Die Hauptsache ist, daß ich innerlich aus einer Demütigung und Zerbrechung in die andere geführt werde und ich oft, besonders jetzt, sehr darunterliege."

Am 17. Nov. 1883 kann unser Bruder schreiben, daß es ihm wieder besser geht. „Ja, es geht wieder besser. Ich will Dir nicht viel von mir sagen, nur das eine, und das ist die Hauptsache, daß Jesus mich unaussprechlich lieb hat, und daß ich das glaube und erfahre und auch wohl einmal fühle. Das ist und bleibt mir die große Hauptsache. . . Wir sollen uns nicht darüber freuen, daß wir ihn lieben, sondern darüber, daß er uns liebt, und zwar hat Jesus sich für uns zu Tode geliebt. . . . Er für uns, wir für Ihn, alles das Seine das Unsere, alles das Unsere das Seine! Welch wundersamer Tausch, welch wunderbar innige Gemeinschaft, er der Bräutigam, wir seine Braut."

Am 11. Februar 1884 heißt es in einem Brief: „Es wurde mir von einigen Wochen das Wort 1 Petri 2, 24 so besonders wichtig. Dort steht geschrieben, daß Jesus unsere, und zwar alle unsere Sünden in seinem heiligen, reinen Leibe getragen habe, und er, das heilige Lamm Gottes, hat sie von uns weggetragen aufs Kreuz . . . Unsere Sünden liegen nicht mehr auf uns wie eine schwere Last, sondern sie hängen an dem Kreuz. Wenn der Teufel, der alte Lügner und Seelenmörder, uns angst und bange machen will, dann wollen wir ihm das Kreuz Christi zeigen und wollen's ihm recht laut und nachdrücklich sagen: Dort an dem Galgen

hängen unsere Sünden. Dann, lieber Bruder, wollen wir sie auch dort hängen lassen und uns nicht immer wieder bemühen, sie herabzuholen, um sie selbst zu tragen. Das sanfte Joch Jesu und seine leichte Last sollen wir auf uns nehmen und tragen, aber unsere Sünden brauchen wir nicht mehr zu tragen. O möge der Herr Jesus Gnade schenken, daß wir uns keines anderen Dinges mehr zu rühmen wüßten als allein des Kreuzes, durch welches wir der Welt und umgekehrt die Welt uns gekreuzigt ist! Ja, gleichwie er war in dieser Welt, so sind auch wir."

Am 19. Juni 1884 schreibt unser Freund: „In den letzten 3–4 Wochen habe ich's recht schwer gehabt. Der Teufel hatte mich beinahe so weit gebracht, daß ich fast an Menschen und sogar auch an dem Herrn irre geworden wäre. Aber der treue, barmherzige, langmütige Heiland hat mich wieder zurechtgebracht. Ihm sei Lob und Dank dafür!"

In einem Brief vom 20. Aug. 1884 lesen wir: „Ich bitte Dich jetzt noch besonders, auch dafür zu beten, daß der Herr volle Klarheit geben möge darüber, ob ich nach Java oder nach Aegypten gehen soll. Aegypten scheint wohl mein Arbeitsfeld zu werden. Doch wird sich dies in den nächsten Tagen entscheiden." Und am 11. Nov. heißt es: „Du wirst es wohl erfahren haben, daß ich nach Aegypten zu den Mohammedanern gehen werde. Ja, der Herr führt mich in eine sehr schwere Arbeit. Aber wenn er unser Durchbrecher ist, und wir ihm nach durchbrechen dürfen, was ist dann schwer, und was ist dann leicht? Dann muß ich Dir noch mitteilen, daß unsere Abreise am 20. Dez., so der Herr will, stattfinden wird . . . Ich sehne mich darnach, bald in meine Arbeit zu kommen, denn durch das viele Reisen, das ich in der letzten Zeit tun muß, bin ich oft in innere und äußere Unruhe gekommen. Doch Er ist treu und läßt es auch nicht an Gnadenzügen fehlen."

Der nächste Brief, der uns zur Verfügung steht, ist schon nicht mehr aus der Heimat, sondern aus Kaliub bei Kairo in Aegypten datiert.

4. In Aegypten.

Im Mai 1881 war Bruder Würtz in Neukirchen eingetreten. Im Herbst desselben Jahres hatte ich mit den schon vorhandenen Brüdern einen vorbereitenden Unterricht begonnen, dem vom Herbst 1882 ab der eigentliche Unterricht mit einer erweiterten Schar der Brüder folgte. Nach dem, was der selige Pastor Doll, der Begründer unserer Anstalt, den ältesten Brüdern Heider, Weber und Würtz zugesagt hatte, sollte deren Unterricht bereits Herbst 1884 schließen. Wohin aber dann mit ihnen? Diese Frage bewegte uns immer lebhafter und trieb uns immer mehr ins Gebet, je mehr der Herbst 1884 herannahte. Am 6. Mai 1884 war Pastor Witteveen in Ermeloo (Holland) heimgegangen. Einige Wochen später ging sein letzter Missionszögling, Br. Horstman, nachdem er fünf Monate als Lehrer des Holländischen mit seiner Frau unserem Missionshaus gedient, als erster Missionar von Neukirchen nach Java, zur Hilfe des Ermelooer Bruders de Boer in Wonoredjo. Br. de Boer, das zeigte sich schon bald, brauchte bei seiner sich immer mehr ausbreitenden Arbeit noch mehr Hilfe, und Geschw. Heider glaubten sich dafür zur Verfügung stellen zu sollen. Die Brüder Weber und Würtz konnten zu einem gleichen Entschluß nicht gelangen. (Die beiden hatten sich während ihres Aufenthalts in unserem Waisen- und Missionshaus so ineinander eingelebt und ergänzten sich in ihrer ganzen Art so sehr, daß es uns fast selbstverständlich erschien, dieselben würden einmal zusammen hinausziehen sollen.) Sie selbst fühlten sich innerlich immer wieder nach Afrika hingezogen und glaubten auch immer bestimmter, daß der Herr sie einmal dorthin führen werde. Wohin aber?

Schon seit Pastor Witteveens Heimgang hatte sich uns auch die Lage des andern Ermelooer Bruders Spillenaar in Kaliub in Aegypten oftmals recht aufs Herz gelegt. Eine kleine Geldunterstützung, welche Anfangs Juni 1884 von hier an ihn abging, brachte uns zuerst in direkte Verbindung mit ihm; wir wurden dadurch mit seinen persönlichen Verhältnissen und den Bedürfnissen seiner Arbeit vertrauter und nahmen sie noch mehr aufs Herz. Um diese Zeit war es wohl,

— vielleicht auch noch etwas früher, genau weiß ich's nicht mehr, — daß mir in einer Nacht, wo ich betend über den künftigen Weg der Brüder Weber und Würtz nachdachte, wie ein Blitz der Gedanke durch die Seele fuhr: Wie wär's, wenn die Brüder zu Br. Spillenaar gingen? Ich wußte, daß demselben für ein neues Missionshaus 6800 Mark zur Verfügung gestellt waren, daß er Hilfe brauchte, wenn er bauen und seine Arbeit in entsprechender Weise weiter treiben sollte. Ich wußte auch, daß von Ermeloo aus in absehbarer Zeit keine Hilfe für ihn zu erwarten war. Die Brüder Weber und Würtz waren schon als frühere Bau-Handwerker (Schreiner und Schmied), dann aber auch durch die Uebung im Ziegelbrennen und Mauern, welche sie in Neukirchen gehabt, in besonderer Weise vorbereitet, bei dem Bauen Hilfe zu leisten. Da konnten sie, so schien es mir, Bruder Spillenaar wesentliche Dienste tun. Inzwischen würden sie Gelegenheit finden, Arabisch zu lernen; denn eine Abwechslung zwischen körperlicher und geistiger Arbeit würde ihnen ja doch nötig sein. „Haben sie dann", so hieß es zum Schluß bei mir in jener Gedankenreihe, „Arabisch gelernt und das Haus bauen helfen, dann muß man sehen, ob sie dort bleiben, oder ob der Herr sie weiterziehen heißt." *)

Obwohl ich den bestimmten Eindruck hatte, daß diese Gedanken kein bloßer Einfall waren, daß ich sie vielmehr als eine Antwort vom Herrn auf mein vielfaches Bitten um Licht über den weiteren Weg der Brüder nehmen dürfe, so habe ich doch mit den Brüdern, denen ich natürlich davon sagte, zunächst stille betend gewartet, wie der Herr entsprechend jenen Gedanken den weiteren Weg nach Aegypten bahnen würde. In Ermeloo war inzwischen der Wunsch zum bestimmten Entschluß ausgereift, für Br. Spillenaar eine Hilfe zu suchen. Man wandte sich dieserhalb an uns, und ich nahm jetzt Veranlassung, bei der ersten Zusammkunft in Ermeloo (am 25.—26. Juli 1884) auch meine oben erwähnten Gedanken auszusprechen, welche mit großer Freude und innigem Dank

*) Vor mir liegt die Abschrift eines Briefes, den ich am 18. September 1884 an Br. Spillenaar geschrieben. „Darin habe ich das oben Erwähnte mitgeteilt. Die in „. . ." gesetzten Worte sind jenem Briefe entnommen.

vernommen wurden. Nun folgten noch mehrfache weitere Verhandlungen und Auseinandersetzungen mit Ermeloo, mit Br. Spillenaar und einigen andern holländischen Freunden und Freundinnen, welche alle zu solchem Ziele führten, daß wir immer bestimmter den Eintritt der Brüder in die Arbeit von Br. Spillenaar glaubten ins Auge fassen zu dürfen. Am 15. Oktober kam die letzte entscheidende Antwort von Br. Spillenaar hier an, gerade in den Tagen unserer ersten größeren Brüderversammlungen. Nach Schluß derselben übergab mir einer der Teilnehmer, ein Bruder, der, ohne von den Versammlungen zu wissen, durch eigenartige Führung aus weiter Ferne zu uns gekommen war, einen Wechsel von 30 Pfund (ca. 612 Mark), mit welchem das erforderliche Reisegeld vollgemacht wurde; und am 18. Oktober gewannen die Brüder mit uns Freudigkeit, die Ausreise nach Aegypten definitiv ins Auge zu fassen.

Zwar fanden sich noch einmal einige Schwierigkeiten und Bedenken. Doch auch diese hoben sich wieder, und so konnte ich am 9. Dezember Br. Spillenaar das Kommen der Geschwister Weber und Würtz (Br. Weber sollte nach Spillenaars Wunsch verheiratet hinauskommen) für die zweite Woche des Januar in Aussicht stellen. Sie sollten bis Port Said mit demselben Dampfer fahren, welcher Geschwister Heider nach Samarang auf Java bringen sollte.

Am 14. Dezember 1884 fand in Neukirchen die eigentliche Abschiedsversammlung, am Vormittag des 15. die Trauung der Geschwister Weber und am Nachmittag wie gewöhnlich im engeren Kreise die Einsegnung der nach Java und Aegypten reisenden Geschwister statt, bei welcher Br. Würtz im Namen aller ein entschlossenes, mutvolles Abschiedswort an die Zurückbleibenden richtete. Eine gemeinsame Abendmahlsfeier beschloß das ernste, gesegnete Zusammensein. In der Frühe des 16. Dezember reiste die kleine Gesellschaft von hier ab, am 20. Dezember fuhren sie von Amsterdam, und am Abend des 8. Januar gelangten sie wohlbehalten nach Port Said (an der nördlichen Einfahrt des Suez-Kanals), wo Br. Spillenaar sie in Empfang nahm. Bis Ismailie (am Suez-Kanal, in der Mitte zwischen Port Said und Suez

gelegen) ging's in einem kleinen ägyptischen Dampfboot, von da mit der Eisenbahn bis Kaliub, wo sie müde und staubbedeckt am 10. Januar nachmittags gegen 5 Uhr ankamen.

Gerne möchte ich aus dem ausführlichen, interessanten Reisebericht unseres Bruders das eine und andere hier wiedergeben, aber ich muß es mir versagen. Doch darf ich wohl aus einem Freundesbrief vom 18. Januar einige Sätze hier einfügen: „Als wir am 20. Dezember uns in Amsterdam auch von den so teuren Lehrern verabschiedet hatten, da war es mir doch ganz eigentümlich ums Herz. Das heißt man wirklich „die Brücken abgebrochen!" Doch bald bekamen unsere Gedanken eine andere Stimmung durch einen neuen, aber keineswegs angenehmen und willkommenen Gast; ich meine nämlich die Seekrankheit . . . Doch am nächsten Tage ging es schon wieder besser, und von da an hat sie mich auf der der ganzen Reise nicht wieder besucht, dem Herrn sei Dank dafür! Unsere Seereise hatte manches Angenehme und Schöne, doch auch vieles Schwere und Bedrängende für uns. Besonders schwer war es für mich, die schönen Weihnachtstage und den Neujahrstag in einer so gottlosen Umgebung, wie sie auf unserem Schiffe war, zubringen zu müssen. Wir hatten über 100 Soldaten (für Niederländisch-Indien bestimmt) mit ihren Offizieren und Unter-Offizieren an Bord. Die Unter-Offiziere fuhren mit uns in zweiter Klasse und quälten uns besonders durch ihre unzüchtigen Lieder und Spott- und Lästerreden. Doch der Herr gab uns Mut und Kraft, Zeugnis für ihn abzulegen und die Werke der Finsternis zu strafen . . . .

„In Kaliub wurden wir von dem (eingeborenen) Gehilfen Br. Spillenaars und einer Anzahl brauner Knaben (seinen Schülern) abgeholt. Vom Bahnhof hatten wir noch eine Fußtour von 20 Minuten bis zu unserer Wohnung zurückzulegen. Hier wurden wir von Frau Spillenaar aufs herzlichste bewillkommt. Müde und matt, wie wir nach so langer, beschwerlicher Reise waren, haben wir die erste Nacht in Aegypten sehr gut geschlafen, trotzdem die Moskiten uns gleich die erste Nacht tüchtig zerstochen haben. Wir sahen am nächsten Morgen aus, als hätten wir über Nacht die Blattern bekommen. Doch sind wir jetzt mehr gegen

diese Landplage geschützt. Ich habe ein sehr luftiges und angenehmes Zimmer, doch ohne Fenster, nur mit einem eisernen Gitter und hölzernen Läden vor den Fensterlöchern." Br. Spillenaar hatte im September 1884 Gelegenheit gefunden, statt seiner bisherigen mehr als erbärmlichen eine verhältnismäßig gute Wohnung auf ein Jahr zu mieten, allerdings für über 60 Mark den Monat; unten waren drei Zimmer für die Schule, oben ein geräumiger Korridor für den Gottesdienst, wo auch abends die „Freunde" aus dem Ort zusammenkommen konnten, außerdem für Geschwister Spillenaar, Geschw. Weber und Br. Würtz je ein Schlafzimmer und für alle ein gemeinsames Wohnzimmer.

Schon unter gewöhnlichen Verhältnissen, wo Zöglinge eines Missionshauses mit derselben Vorbildung und Erziehung, bei wesentlich gleicher innerer Artung, Richtung und bisherigen Führung sich zu solcher Haushaltungs- und Arbeitsgemeinschaft zusammenschließen, sind die Aufgaben und Schwierigkeiten, welche sich daraus ergeben, nicht gering. Wie vielmehr hier! Geschw. Weber und Br. Würtz gingen nach Kaliub mit dem betenden Wunsch und Verlangen, auch dort den geschichtlichen Grundlinien ihrer Anstalt treu zu bleiben, d. h. für ihre zeitlichen Bedürfnisse nur auf den Herrn zu warten und ihm zu vertrauen, daß er das Nötige darreichen werde, ohne daß sie Schulden zu machen und ohne daß sie Menschen um Gaben zu bitten brauchten. Das schloß für sie in sich, daß sie sich mit ihren Ausgaben nach den Einnahmen richten und auch zufrieden sein wollten, wenn es dem Herrn einmal gefiele, ihnen zeitweise die äußere Notdurft nicht so reichlich zuzumessen, wie es für gewöhnlich wünschenswert sein möchte. Br. Spillenaar hatte sich zwar bei den Verhandlungen über den Zusammenschluß mit unsren Brüdern ausdrücklich zu denselben Grundsätzen bekannt, wie ich sie ihm in einem Schreiben vom 18. September 1884 ausführlich dargelegt; es hat sich aber nachher gezeigt, daß er tatsächlich auf anderem Boden stand und die Glaubensstellung zum Herrn anders faßte als sie. Es war ihm daraus ja auch nach seiner geschichtlichen Führung keinerlei Vorwurf zu machen. Höchst wahrscheinlich hat er als Holländer meine Ausführungen, die

ich, damals noch des Holländischen nicht mächtig, in deutscher Sprache machen mußte, gar nicht einmal richtig verstanden. Die Folgen der vorhandenen Unterschiede zeigten sich bald, besonders bei dem Bau des neuen Missionshauses, wo Br. Spillenaar es nicht unterlassen wollte, bei den Freunden in Holland um Gaben zu bitten. Auch in Bezug auf die Einrichtung des Hauses hatte Spillenaar höher gehende Pläne, als wie sie die Brüder bei ihrer bescheidenen Neukirchener Art glaubten verantworten zu können. Schließlich löste Spillenaar auch noch seine Verbindung mit Ermeloo, und ein neugebildetes holländisches Komitee übernahm seine Arbeit.

Man wird begreifen, wie schwer unsre Geschwister unter diesen Vorgängen litten. Am 25. Mai 1885 schrieb Br. Würtz an mich: „Wenn ich mit Geschw. Spillenaar auf die Dauer zusammenleben und -arbeiten soll, als Glied einer sogenannten gemeinschaftlichen Haushaltung, so ist mir das nur dann möglich, wenn ich meine Grundsätze zum größten Teil zum Opfer bringe. Wie schwer mir das wird und bisher schon geworden ist, kann niemand so gut wie Du mit mir fühlen. Ich bin mit ganzer Seele Neukirchener Arbeiter, das muß und will ich auch bleiben. Jetzt bin ich eigentlich nichts mehr . . . . Was soll ich tun?" Am 6. Juni 1885 schreibt Br. Würtz: „Wir glauben, daß es vor dem Herrn recht ist, daß wir so lange in dieser Stellung bleiben, bis das angefangene Haus fertig gebaut und bezahlt ist, und bis Geschw. Spillenaar uns gut entbehren können. Sodann glauben wir, daß der Herr uns bis zu diesem Zeitpunkt*) eine Arbeit zeigen wird, in der wir ihm mit gutem Gewissen dienen können, es sei denn, daß der Herr es uns auch in diesem Werke (nach seiner Weisheit) möglich macht, ihm mit gutem Gewissen zu dienen. Wir sind und bleiben Neukirchener Arbeiter und müssen und wollen auch nach den Geistesregeln, welche zum Teil in unsren früheren Lebensführungen und zum großen Teil während unsres Aufenthalts in Neukirchen in unser Gewissen geschrieben wurden, leben und arbeiten. Im verflossenen halben Jahr konnten wir dies nicht.

*) Das ist freilich nicht geschehen. Der Herr hat erst später die neue Arbeit gezeigt. Er hat unsre Geschwister erst noch recht in der Warteschule geläutert.

Wir sollten und wollten bisher leise, schonend, nicht verletzend, hoffend, duldend vorgehen. Doch vergaßen wir zum Teil dabei, daß die Wahrheit (auch in der Liebe) scheidend, schneidend und durchbohrend wirkt .... Wenn wir in der bisherigen Weise auf eine längere Zeit weiter machen sollen, dann richten wir uns selbst zu Grunde .... Möge der Herr uns gnädig sein, daß wir nicht zu sehr entmutigt werden, da wir die ersten so schweren Proben nicht bestanden haben." —

Wie streng unser Bruder es in Bezug auf seine persönlichen Bedürfnisse (Kost und Logis hatte er im gemeinsamen Haushalt) nahm, und welche Erfahrungen er dabei machte, das zeigen uns einige Mitteilungen in einem Brief vom 14. Juni 1885, die ich ungern in die Oeffentlichkeit bringe und doch auch nicht gerne zurücklasse, weil sie für die Charakteristik des Heimgegangenen von besonderer Wichtigkeit sind. Er schreibt da an mich: „Wie Du weißt, haben wir eine sogenannte gemeinschaftliche Haushaltungskasse, welche Br. Spillenaar führt. Nach Vereinbarung hat ein jeder von uns das Recht, alle seine Bedürfnisse aus dieser Kasse zu decken. Als ich nun nach Kaliub kam, hatte ich noch einiges Geld. Doch nachdem ich den Transport meiner Kisten bezahlt und noch einen Teil des übrigen in die Haushaltungskasse gelegt, blieb mir nur noch ein ganz kleiner Rest, der dann auch bald ausgegeben werden mußte. Nun hatte ich ja das Recht, zu Br. Spillenaar zu sagen: „Geben Sie mir so und so viel!" Doch dies konnte ich nicht. Warum ich dieses nicht konnte, könntest Du eigentlich erraten, doch will ich es selbst aussprechen. Einmal und zum großen Teil konnte ich es darum nicht, weil der Herr mich in Neukirchen anders gewöhnt hatte, wie Du sehr gut weißt. Dann aber auch darum (ich muß der Wahrheit genügen), weil ich auch zu stolz dazu bin. Ich habe es dem Herrn gesagt, und er sandte bald etwas. Am 3. April erhielt ich die erste Gabe für mich bestimmt, 18 Franken.... Sodann erhielt ich am 14. April 35 Franken.... Jetzt konnte ich endlich einen langgehegten Wunsch befriedigen, nämlich mit Br. Weber zusammen ein arabisch-deutsches Wörterbuch kaufen. Ein kleiner Rest blieb wieder in meiner Kasse. Bald hatte ich nur noch

einen durchlöcherten Silber-Piaster (etwa 20 Pfennig) und zwei große Kupfermünzen in meiner Tasche. Ich hatte wohl öfter Gelegenheit, diesen Rest noch auszugeben; doch konnte ich mich nicht gut davon trennen; ich wollte doch auch gern wenigstens noch einen Grundstock behalten. In dieser Zeit bin ich wohlmal zu Br. Weber, meinem Nachbarn, gegangen und habe demselben gesagt: „Lieber Wilhelm, ich kann das doch nicht verstehen; in Neukirchen, wo ich doch weniger Bedürfnisse hatte als in Aegypten, gab mir der Herr mehr Geld, als seit der Zeit ich in Kaliub bin.“ Hin und wieder hat Br. Weber auch wohl einen Piaster für mich bezahlt. (Dies von demselben anzunehmen, dazu bin ich nicht zu stolz.) Doch was geschah? Vorigen Donnerstag ritt ich mit Br. Weber nach Kairo, um Lebensmittel einzukaufen. Auf dem Rückwege wurde ich sehr durstig und mußte für meine zwei Kupfermünzen Wasser kaufen; und am Abend mußte auch mein durchlöcherter Silber-Piaster heraus. Ich gab denselben einem koptischen Knaben, der mir wohl hin und wieder einmal meine Stiefel wichst. So war denn alles leer. Aber denke doch gar nicht, daß mich dies besonders gedrückt hätte, denn Geldmangel hat mich nie gedrückt, es sei denn, daß ich durch denselben verhindert wurde, andern wohlzutun. Nun aber kam's. Am folgenden, also am Freitagmorgen kam Br. Spillenaar in die Schreinerwerkstatt mit Deinem Brief, in welchem sehr deutlich geschrieben stand, daß von dem gesandten Geld 84 Franken (ca. 67 Mark) für den Br. Würtz bestimmt seien. Das kam zur rechten Zeit. Ich meine nicht so sehr das Geld, als die Freundlichkeit des so großen Gottes. Br. Spillenaar machte dabei mit Verwunderung die Bemerkung, es sei doch eigentümlich, daß ich, der ich doch keine Frau hätte, mehr bekäme als Br. Weber, der doch dazu eine Frau habe. Uns, Br. Weber und mir, war das jedoch nicht eigentümlich, denn wir wußten, das der liebe Br. Stursberg in Neukirchen die Gabe nicht so bestimmt hatte, sondern der liebe Vater im Himmel, der da weiß, was wir bedürfen, ehe wir ihn darum bitten.“ (Nach der Bestimmung der Geber sollte das Geld wie angegeben verwendet werden.) „. . . . Ich kann nicht sagen, daß diese besondere Freundlichkeit des Herrn eine

Gebetserhörung ist, denn ich habe in den letzten Wochen selten um Geld für mich gebeten, da sehr tiefe geistliche Bedürfnisse die äußeren Bedürfnisse mir nicht so fühlbar ins Bewußtsein treten ließen. Es war eine freundliche Ueberraschung .... Meine übrigen Sachen habe ich in Gottes Hände gelegt; er wird's machen! Amen." —

Am 31. Juli berichteten die Brüder Weber und Würtz in einem gemeinsamen Brief nach Neukirchen: „Es ist Br. Spillenaars fester Beschluß, daß entweder seine Freunde sich mit Ermeloo zu einem Komitee zusammenschließen oder daß seine Freunde die Arbeit in Kalinb allein übernehmen. (Letzteres würde ihm wohl am liebsten sein.) Br. Spillenaar hat mich (Br. Weber), bevor er an seine Freunde darüber schrieb, speziell gefragt, ob wir in keinem Falle in der Arbeit bleiben würden, sei es, wenn Ermeloo sich mit den Freunden zusammenschließt, oder wenn die Freunde die Arbeit allein übernehmen. Ich habe ihm unsren Entschluß mitgeteilt, nämlich, daß wir in keinem der beiden Fälle in der Arbeit bleiben würden. (Br. Spillenaar schien dieses erwartet zu haben.)"

Am 17. August 1887 zogen Geschw. Spillenaar und Geschw. Weber mit Br. Würtz ins neue Haus ein. Dasselbe war zwar noch nicht ganz vollendet, doch schien es um der bevorstehenden Entbindung der Schw. Spillenaar willen (sie wurde am 27. August Mutter eines Söhnchens) wünschenswert, mit dem Umzug nicht mehr zu säumen. Mit dem Einzug ins neue Haus, welches reichlich Raum bot, wurde die gemeinsame Haushaltung und Haushaltungskasse in beiderseitigem Einverständnis aufgelöst, nachdem unsre Geschwister schon vorher aus Br. Spillenaars Schularbeit, in der sie bereits ein wenig zu helfen angefangen hatten, ausgetreten waren. Ein Verhältnis der gegenseitigen Hilfeleistung blieb aber zwischen den beiderseitigen Haushaltungen, gottlob, bis zuletzt bestehen, wie denn zu sagen ist, daß das persönliche Verhältnis zwischen Geschw. Spillenaar und unsern Geschwistern unter all den sachlichen und prinzipiellen Differenzen und Auseinandersetzungen durchweg ein so freundliches geblieben ist, wie es unter solchen Verhältnissen

nur erwartet werden kann. Ja es schien, als ob die schließliche Auflösung der unklaren Verbindung die Geschwister eher einander näher als ferner gebracht habe.

Hören wir jetzt noch etwas aus einem Brief des Br. Würtz vom 30. August 1885: „Du willst zunächst wissen, wie es um uns steht? Ich will Dir kurz sagen, wie es mit mir steht. Zuerst trat ich ganz und voll mit unter die Arbeit, — dann kam der Scheidungs- und Entscheidungs-Prozeß, — dann kam völlige Abspannung, ich möchte fast sagen: eine Art Lethargie (tödliche Erschlaffung) — und jetzt finden sich die zersprungenen Stücke wieder allmählich zu einem Ganzen zusammen. — Ich denke, das ist für Dein Verständnis genug; fürs Gefühl mag ich nichts schreiben.

„Dann möchtest Du gerne wissen, wie es mit der Sprache aussieht. Nun, ich hatte endlich nach vieler Mühe einen guten Anfang gemacht. Da kam der Krach und damit eine mindestens dreimonatliche Unterbrechung. Wir haben übrigens fast immer (in der Werkstatt nämlich) gearbeitet, von 8—5 Uhr; unser Geschick in äußerer Arbeit wurde uns dabei auch zum Strick. . . . Wir haben nun noch etwa 14 Tage Arbeit, dann werden wir wieder mit ganzem Ernst an die Sprache gehen. . . .

„Es ist mein fester Ent- und Beschluß, unter keiner Bedingung in Kaliub zu bleiben. . . . Warum dies? Alle die wohlgemeinten, auch guten Vorschläge . . . ., die eine Vereinigung der Arbeit unter irgend einer Form zum Ziele haben, vermögen nicht, mich umzustimmen. Aber warum dies? Ist das Eigensinn oder Starrsinn? Keines von beiden. . . Einige der Hauptfaktoren, mit denen ich damals (bei dem Eintritt in die Arbeit in Kaliub) rechnete, waren: die offne Tür in Kaliub, der bestimmte Ruf Br. Spillenaars, der Beschluß (oder besser: der Scheinbeschluß) desselben, sich mit uns auf unsren Glaubensboden stellen zu wollen, natürlich verbunden mit der inneren Hinweisung auf Kaliub. Jetzt, wo ich die Probe auf meine Rechnung gemacht, bemerke ich einen großen Fehler; nicht im Rechnungsverfahren steckt dieser Fehler, sondern in den Faktoren. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß ein Hauptfaktor falsch (d. h. nicht vorhanden) war. So ist also auch das Resultat falsch. Was der Herr

etwa Gutes daraus hat kommen lassen oder noch kommen läßt, was wir, Ihr und die Lieben in Ermeloo alles dabei gelernt haben 2c. 2c., das ist mir zunächst Nebensache. Sieh', lieber Bruder, so sehe ich die Sache an. Und jetzt stehe ich vor der noch ungelösten Frage: soll ich in Aegypten bleiben oder nicht? Freilich möchte ich aus bestimmten Gründen, die ich jetzt nicht anführen will, lieber in einem andern Lande arbeiten... Ich hätte noch vieles zu sagen, doch das alles mündlich." (Schreiber dieses hatte nämlich die Absicht und die Aussicht, im Oktober 1885 den Geschwistern in Aegypten einen Besuch zu machen, um mit ihnen die Lage der Gegenwart und die Fragen der Zukunft mündlich zu besprechen. Darauf bezieht sich diese Bemerkung.)... „Es ist bei mir manches anders geworden; die Erfahrungen der letzten 8 Monate haben mich meine Stellung und meinen Weg in der Heiligen Schrift suchen gelehrt, — auch ein Segen. Es wird vieles bei mir anders werden, einfacher, gerader, absoluter." —

Vom 1.—12. Okt. 1885 machte Schreiber dieses dann einen Besuch in Kaliub. Der erste Gedanke an die Möglichkeit einer solchen persönlichen Begegnung mit den Brüdern wurde in mir durch den Empfang einer ungewöhnlich großen Summe erregt, welche ein Freund für meine persönlichen Bedürfnisse schickte. Bald bestätigten Briefe aus Aegypten, daß jener Gedanke nicht verkehrt gewesen, und ich entschloß mich im Aufblick zum Herrn, meine fünfwöchentlichen Herbstferien zu einer Reise nach Aegypten zu verwenden. Auch hier darf ich wohl eine kleine persönliche Erfahrung einfügen. Einige Tage vor dem Termin der Abreise hatte ich mein Fahrgeld beisammen, dazu einen geringen Ueberschuß für die Zehrkosten; für das Weitere hatte ich noch zum Herrn aufzuschauen. Da kam von einer Freundin unserer Anstalt ein Brief mit 600 Mk. Sie habe gehört (von wem, weiß ich nicht), daß ich nach Aegypten zu reisen gedächte. Sie wisse nicht, wie es mit meinem Reisegeld stehe. Da möchte sie mir einliegende Summe überreichen mit der Bitte, davon soviel erforderlich für mich zu nehmen und das Uebrige den Geschwistern in Aegypten mitzubringen. Sie möchte doch nicht gerne, daß ich mit leerer Hand zu ihnen käme. — Die Leser werden be-

greifen, wie mich diese Gabe und besonders auch die Form derselben bewegte, und wie ich dem Herrn dafür dankte.

Hauptzweck meiner Reise war, mich mit den Brüdern darüber zu verständigen, was nun zu geschehen habe, vor allem mit ihnen darüber klar zu werden, ob wirklich Kaliub und Aegypten als künftiges Arbeitsfeld für sie nicht mehr in Betracht komme, wie sie immer bestimmter glaubten annehmen zu sollen. Das Resultat war, daß ich den Brüdern recht geben mußte. Daß an eine Fortsetzung der Arbeit mit Br. Spillenaar gemeinsam nicht mehr zu denken war, wurde mir bald deutlich. Aber auch in Aegypten schien ihres Bleibens nicht zu sein. Von den mancherlei Gründen, die dagegen sprachen, will ich nur einen anführen. Wenn ich auch nicht dafür war, daß die ägyptischen Dorfjungen im allgemeinen im Englischen und Französischen unterrichtet werden, so sah ich doch, daß es für einen Missionar, der nicht beider Sprachen einigermaßen mächtig ist, sehr schwer fällt, unter den verschiedenen Bevölkerungsklassen im modernen Aegypten in entsprechender Weise zu wirken. Es gibt heutzutage so viele Eingebornen, welche dieser europäischen Sprachen vorzüglich mächtig sind. Diese halten es durchaus für unter ihrer Würde, sich mit einem Europäer in ihrer Muttersprache zu unterhalten. Und wenn der Missionar sich dann des Englischen und Französischen unkundig zeigt, dann ist er für viele nur noch ein Gegenstand des Mitleids, — es sei denn, daß er etwa wie Br. Spillenaar aus früherer Zeit einige Achtung besitzt. Unmöglich ist es natürlich nicht, auch unter solchen Verhältnissen eine Missionsarbeit zu beginnen; aber die Schwierigkeiten, welche durch den Mangel der Kenntnis jener Sprachen zu den ohnehin schon so zahlreichen Schwierigkeiten der Missionsarbeit in Aegypten hinzukommen, schienen uns bestimmt zu sagen, daß wir die Wirksamkeit in jenem Lande andern Brüdern und Missionen zu überlassen hätten, die dafür besser vorbereitet seien. Wo unsern Brüdern ihre weitere Arbeit vom Herrn zugewiesen sei, war uns zunächst noch völlig in Dunkel gehüllt.

Immerhin war den Geschwistern mein Besuch bei ihnen eine große Erquickung. Zum Zeugnis dafür und zur Charakte-

ristik der damaligen Stimmung unseres Bruders darf ich wohl aus dem ersten Brief, welchen mir Br. Würtz nach meiner Abreise (am 24. Okt.) schrieb, hier einiges hersetzen. „Recht stille war es geworden, als Du uns verlassen, stille im Hause, stille in den Herzen, wenigstens in dem meinigen; und besonders fühlte ich diese Stille des Abends, wenn ich mich vor den Moskiten hinter meinem weißen Zelte zu bergen suchte." (Ich teilte während meines Aufenthaltes in Kaliub mit Br. Würtz das Zimmer.) „Ich habe den Eindruck, daß es Tage von Ewigkeitsbedeutung waren, die Tage vom 1.—12. Oktober. Der Abschiedsschmerz wurde bei mir durch den bestimmten Eindruck verdrängt, wir würden einander auf diesem Erdboden noch einmal wiedersehen. Ich habe zwar keine Garantie für diese Hoffnung, doch es war mir so in meinem Herzen." (Der l. Bruder hat sich ja darin nicht getäuscht; ich durfte ihn in Ostafrika und dann auch in Marseille auf seinem Kranken- und Sterbelager noch einmal wiedersehen.) „Ich erkenne es wohl als eine große Gnade von Gott, daß Du uns besuchen durftest .... Innerlich, nun, was soll ich sagen? ich finde mich allmählich wieder zurecht. Ach, ich bin noch so wenig Christus-ähnlich. Es tut uns besonders not, daß wir der Lammes- und Löwennatur Christi teilhaftig werden ... Ich sehne mich so sehr nach Arbeit. Mein Missionssinn wird nun schon seit 7 Jahren erprobt, und dennoch ist er nicht erloschen; das macht, weil Er immer wieder Oel zugießt. Freuen werde ich mich, wenn ich wieder kampffähig bin und auch offensiv (d. h. angreifend) den Feind bekämpfen darf. Freilich erinnere ich mich beim Schreiben dieses, daß die Hauptschlachten im Kämmerlein geschlagen werden, und zu solchen Kämpfen sollte ich doch eigentlich immer fähig sein.

„Du wirst am Ende über meinen Mut lächeln. Nun, immerhin darfst du dich freuen, daß ich wieder ein bißchen Kurage bekommen habe. In Bezug auf unsere Zukunft stehe ich wie ein Soldat, der die Befehle seines Hauptmanns erwartet. Ich sehe freilich auch etwas auf Dich, den jetzigen Adjutanten meines Hauptmanns ...."

Wie sollte die Geduld unsrer Geschwister noch auf die Probe gestellt werden, ehe wirklich das Zeichen zum Aufbruch

für sie kam! Gerade um die Zeit, wo sich herausstellte, daß unsere Geschwister in Kaliub und Aegypten nur vorübergehend Beruf und Aufgabe hätten, waren verschiedene Gebiete in Ostafrika unter deutschen Reichsschutz gestellt worden. Dorthin richteten sich jetzt unsre fragenden Blicke zunächst, ob der Herr für unsre Geschwister dort eine Arbeit habe. In Ostafrika herrscht an der Küste arabische Kultur, — ganz ähnlich wie in Aegypten; nach den verschiedensten Seiten konnte dort das in Aegypten Gelernte und Erfahrene unsern Geschwistern von Nutzen sein. In Aegypten waren sie ja auch schon auf halbem Wege nach Ostafrika. — Aber wohin? Im Februar oder März 1886 war's wohl, daß ich von Insp. Dr. Schreiber im Barmer Missionshaus zuerst auf das Tana-Gebiet im deutschen Witu-Lande aufmerksam gemacht wurde, und zwar insbesondere auf die Pokomo, von denen er in einem Aufsatz von Clemens Denhardt in den Petermannschen Mitteilungen gelesen hatte. Unsre Brüder, denen ich den betreffenden Aufsatz gesandt, nahmen den Gedanken an eine Pokomo-Mission mit großer Freude auf. Noch galt es aber, erst allerlei weitere Erkundigungen einzuziehen und mancherlei Abmachungen mit Missionen, die in der Nähe arbeiteten, wie auch Vorbereitungen andrer Art zu treffen, von denen eingehend Bericht zu geben hier nicht der Raum ist. Unterdes fingen unsre Geschwister, die in der Wartezeit auch durch allerlei Krankheits- und sonstige Nöte hindurchzugehen hatten und dadurch vielleicht in etwa mit über das Drückende ihrer Lage hinweggehoben wurden*), mit dem Erlernen der Suaheli-Sprache an, die an der Küste von ganz Ostafrika gesprochen und bis weit ins Innere vielfach verstanden wird. Ich hatte ihnen dafür ein englisches Uebungsbuch dieser Sprache (die Swahili Exercises von Bischof Steere) deutsch bearbeitet und lieferungsweise nach Aegypten geschickt. Auch sonst suchten sie sich in allerlei Weise für ihre künftige Arbeit vorzubereiten, vor allem durch das weitere Lernen und Ueben der arabischen Sprache. Als dann endlich die Stunde schlug, wo alles so-

*) Sie durften auch nach der Uebertragung des Missionshauses auf den Namen des holländischen Vereins, unter den Spillenaar sich gestellt, ruhig bis zur Abreise nach Ostafrika wohnen bleiben.

weit vorbereitet war, daß Br. Würtz seine Reise antreten durfte (am 28. Febr. 1887 von Suez) und Geschw. Weber ihm folgen konnten (am 1. Juli 1887 aus Suez), durften wir uns sagen, daß schon äußerlich gesehen der Aufenthalt in Kaliub für die Arbeit in Ostafrika eine bedeutende Vorschule gewesen sei.

Wie sehr das erst im Blick auf die innere Zubereitung unsrer Geschwister gilt, das voll zu ermessen, ist ein Menschenauge viel zu kurzsichtig. Die Briefe unsres Bruders legen aber wohl einiges Zeugnis davon ab. So schreibt er am 26. Jan. 1887: „Heute erhielten wir Deinen l. Brief . . . Wir lasen denselben mit stiller Freude. Ich sage „mit stiller Freude"; denn mein zweijähriger Aufenthalt in Aegypten hat selbst bei mir bemerkbare Spuren in meinem Innenleben hinterlassen. Mein Aufenthalt hier war für mich in vieler Hinsicht „eine Radikal-Kur"; möge sie auch „radikale Resultate" erzielt haben!" Am 6. Febr. schreibt unser Bruder: „Wir haben nun beschlossen (soweit wir eben hierzu imstande sind), daß ich am 26. Febr. reisen soll. Alle wirklichen und scheinbaren Hindernisse sind jetzt aus dem Wege geräumt, und wir wissen und sehen nichts mehr, was uns etwa noch aufhalten sollte. Ich bin fest entschlossen, für Jesu Reich in Ostafrika zu arbeiten, oder zu sterben." Und am 25. Febr. heißt es: „Es ging in den letzten Tagen noch durch viel Kampf und Not, bis endlich der Würfel fiel und es hieß: „Dennoch reisen." Ich wage nur zu sagen, daß ich reisen „kann und darf", die Zukunft kann allein das „soll" bestätigen. Meine Seele ist stille zu Gott, der mir helfen wird."

5. Aus der Zeit der Anfänge in Ostafrika bis zum Witukrieg.

Ein ganzes Jahr hatte es gewährt, bis der ersten Anregung zu einer Mission unter den Pokomo am Tana (Februar oder März 1886) die Abreise unseres Br. Würtz nach Ostafrika folgen konnte (Ende Febr. 1887). Besonders schwierig und langwierig waren die Vorverhandlungen mit

der englischen Methodisten-Mission, welche nicht lange vorher unter den Galla am Tana eine Arbeit begonnen hatte. Um unbrüderlichen Reibereien in der Zukunft möglichst vorzubeugen, hätten wir so gerne von vornherein ein brüderliches Einvernehmen mit diesen unsern zukünftigen Nachbarn gewonnen. Das gelang uns aber nicht. Endlich erklärte sich Missionar Wakefield, der Aelteste ihrer Arbeiter und der eigentliche Leiter des Werks in Ostafrika, zu einer mündlichen Besprechung mit unserm Br. Würtz bereit; er wolle versuchen, ihn mit der Februar-Post in Lamu zu erwarten. Die Verhältnisse im Missionshaus in Kaliub, besonders die Kassenverhältnisse, gestatteten unserm Bruder aber erst einen Monat später, die Reise nach Ostafrika anzutreten. Auch da waren letztere noch nicht so, wie wir's gern gesehen. Doch Br. Würtz glaubte, es in des Herrn Namen wagen zu sollen. 700 Mark standen ihm etwa für die Fahrt und den Anfang in Ostafrika zur Verfügung. „Ich weiß," schrieb er am 25. Februar 1887, „Deine und Eure Liebe steckte mir gerne noch 100 Mark mehr in die Tasche, aber — —. Der l. Br. Weber sagte mir vor einigen Tagen: „Du hast immer gebetet: Herr, du weißt, ich will nur das „Nötigste". Er nimmt dich jetzt beim Wort." Ich konnte doch nicht beten: „Herr, ich muß, nachdem ich in Lamu angekommen, noch 3, 4 oder 500 Mark in der Tasche haben, du mußt dich darnach richten." Da würde ich wohl schön angekommen sein. Laß uns lieber auf die alten Helden blicken, deren Füße das jetzige Missionsgeschlecht kaum küssen darf, und dann wollen wir uns gründlich schämen und bessern. Das Reich der Finsternis wird nicht durch gelbes Metall erobert, sondern durch Gebet, Blut und Schweiß. Wir müssen auf unser Banner schreiben: Sieg oder Tod!"

Unter dem 15. Febr. 1887 teilte uns Herr Clemens Denhardt, der Bahnbrecher deutscher Kolonisation im Witulande (damals in Zeitz in Thüringen), mit, daß mit dem am 28. Februar durch Suez kommenden deutschen Reichspostdampfer ein junger Landwirt nach Aden und weiter nach Lamu zu Herrn Denhardts Bruder fahre, dem Br. Würtz sich anschließen könne. Wir meldeten das telegraphisch nach



Ein Blick auf die Stadt Lamu.

Kalinb, und am 26. Febr. reiste unser Bruder von dort ab. In Suez fand er bei einem christlichen Uhrmacher, der auch ein kleines Bibellager hielt, freundliche Aufnahme. Am 28. Februar abends ging Br. Würtz an Bord des Dampfers, auf dem er den von Herrn Denhardt erwähnten deutschen Landsmann fand. Die Fahrt in 3. Klasse des Reichspost-dampfers hatte schon allerlei Beschwerliches. Wie viel mehr galt das aber von der etwa sechstägigen Fahrt auf dem englischen Dampfer, mit dem unser Bruder von Aden bis Lamu fuhr, — und zwar Zwischendeck! Doch er hatte, gottlob, gutes Wetter, und er schreibt bei der Ankunft in Lamu am 17. März: „Freue mich, daß ich auf unserm Schiff Gelegenheit fand, mich etwas in der Selbstverleugnung zu üben. — Herr Denhardt holte uns ab. . . Bis jetzt alles wohl. Dem Herrn viel Dank!"

Der nächste Brief unseres Bruders vom 2. April kommt aus Witu (siehe die Karte auf der letzten Seite), wo er im Hause des Herrn Denhardt eifrig mit dem Erlernen der Suaheli-Sprache beschäftigt ist. Er schreibt da: „Nachdem ich mich unter dem gastlichen Dache Herrn Denhardts" (in Lamu, wo er am 17. März ankam) „ein wenig ausgeruht, besprachen wir meine Angelegenheiten; ich sprach den Wunsch aus, möglichst bald an den Tana zu gehen. Doch Herr Denhardt wiederriet dies und führte als Gründe hierzu an: einmal, daß ich vor Eintritt der Regenzeit kaum noch eine Hütte aus Holz und Lehm fertig bringen würde, und zum andern, daß, selbst wenn ich noch eben fertig würde, ich während der ungesundesten Zeit in einem feuchten Hause zu wohnen hätte, wozu er nicht raten könne. Herr Denhardt erklärte sich dann aber bereit, mit mir einen kleinen Ausflug nach Tscharra oder Ngao (am Tana) zu machen. Sodann schlug er mir vor, bis zur Regenzeit und während derselben entweder in Lamu oder Witu in seinem Hause mich aufzuhalten; er hielt aber letzteres für zweckmäßiger, da ich in Witu mehr und bessere Gelegenheit habe, reines Suaheli zu lernen und überhaupt mit den Leuten umzugehen. Ich hielt dies für richtig und nahm Herrn Denhardts Vorschlag mit Dank an.

„Am 21. März fuhren wir in einem Boote Herrn Denhardts von Lamu nach Mkunumbi, einem Dorfe, welches an einer kleinen Bucht gleichen Namens gelegen ist" (gerade



Vornehmer Suaheli mit Diener.

westlich von der Insel Lamu). „Von hier hat man noch acht Stunden bis Witu; zwei Stunden legten wir noch am selben Tage zurück und kamen abends spät in einem kleinen Sklavendörfchen an. Da ich sehr müde war, schlief ich trotz des



Das Sultanshaus in Witu.

lästigen afrikanischen Ungeziefers sehr gut. Am folgenden Morgen ging's weiter nach Witu. Unser Weg führte abwechselnd durch hohes Gras, niederes Gesträuch und dichten Urwald. Unterwegs begegneten uns eine Anzahl Witu-Soldaten, welche Sultan Achmed uns entgegengeschickt, und welche uns die unerwünschte Nachricht brachten, die Somali beabsichtigten, am folgenden Tage nach Witu zu kommen; sie kamen jedoch nicht. Endlich gegen 1 Uhr erreichten wir den Wald, in dem Witu verborgen liegt. Ich war sehr dankbar, als wir endlich das nächste Ziel unserer Reise erreicht hatten, denn für mich war es ein Gewaltmarsch im heißesten Monate, diese Tour Mkunumbi bis Witu zu machen; doch der Herr reichte Kraft dar.

„Am 23. besuchte ich in Begleitung Herrn Denhardts ein Galladorf, das jetzt in der Nähe von Witu von geflohenen Bararetta-Galla erbaut wird. Der Häuptling, ein sehr düsterer, fast mürrischer Mann, würdigte uns kaum eines Blickes; überhaupt trifft man selten einen freundlich aussehenden Galla. Aller Gesichter tragen den Ausdruck verbissener Ergebenheit in ihr so trauriges Schicksal, doch fand ich hin und wieder, besonders bei Kindern, noch Spuren einstiger Schönheit. *)

„Am 25. März mittags verließ ich in Begleitung von Herrn Denhardt und Leutnant Schmidt" (dem Vertreter des derzeitigen deutschen Kolonialvereins resp. der Witu-Gesellschaft) „Witu, um Tscharra am Tana zu besuchen. Nach 1½stündigem Marsch" (in südöstlicher Richtung) „erreichten wir das kleine Flüßchen Kirimando (10 Meter breit). Hier mieteten wir eine Mau (ein ausgehöhlter Baumstamm, in dem man während des Ruderns sehr ruhig sitzen muß) und fuhren bis Kau,

---

*) Die im Flußgebiet des Tana und Osi wohnenden Galla (die Süd-Galla genannt) sind durch ihre Wohnsitze räumlich getrennt von den Galla-Völkerschaften des nördlichen Hinterlandes. Bis zum Jahre 1870 bewohnten diese Süd-Galla die weiten, grasreichen Ebenen nördlich und nordöstlich vom Tana und waren der Schrecken des Somalilandes, in welches sie fortwährend Einfälle machten. 1870 rafften sich die Somali zu einem entschlossenen Widerstand auf und unternahmen einen großen Kriegs- und Rachezug ins Gebiet der Galla. Diese erlitten eine furchtbare Niederlage; ein großer Teil wurde aufgerieben, und die übrigen wohnen seitdem zwischen den Pokomo am Tana und in versprengten Haufen hier und da im Wituland und haben ihre alte Machtstellung nicht wiedererlangt.

welches wir abends 6 Uhr erreichten. Wie ganz anders war's doch mittlerweile hier geworden! Man legte uns nicht nur keine Schwierigkeiten mehr in den Weg" (wie das früher seitens der Beamten des Sultans von Sansibar den europäischen Reisenden und Missionaren gegenüber geschah), „sondern behandelte uns sogar freundlich, obgleich dies bei den meisten wohl nicht herzlich gemeint war.

„Am 26. März verließen wir Kau, es waren unser neun: drei Europäer, zwei Pokomo, ein Koch und drei Soldaten, und zwar wieder in einer Mau. Nach einer $5\frac{1}{2}$ stündigen Fahrt durch den Osi erreichten wir mittags $\frac{1}{2}$12 Uhr den Belesoni-Kanal. — Nachdem wir mit großer Mühe unsere Mau etwa fünfzig Schritt weit durch den Kanal gezwängt hatten, sahen wir ein, daß es unmöglich sei, bei diesem niederen Wasserstand durch denselben zu rudern*). Wir stiegen also aus und gingen zu Fuß nach Tscharra, welches wir nach einem dreiviertelstündigen Marsche auch erreichten. Wie freute ich mich, den Tana zu sehen, den Fluß, an dessen Ufern der Volksstamm wohnt, zu dem mich mein Herz so sehr hinzieht" (die Pokomo). „Ich trank sogleich zwei Becher Tana-Wasser, welches einen angenehmen Geschmack hat und an Farbe dem Nilwasser ähnlich sieht.

„Tscharra ist leider kein Pokomo-Dorf mehr, sondern nur noch eine große Schamba" (Pflanzung), „und ist dieselbe im Besitz der Araber. Die früher hier wohnenden Pokomo sind weiter hinaufgezogen. Obwohl wir eigentlich beabsichtigten, auch Kalindi, Ngao und Golbanti zu besuchen, hielten wir es doch für besser, das jetzt zu unterlassen und umzukehren. Nachdem wir ein wenig ausgeruht und uns dann von During verabschiedet, ruderten wir noch etwa eine Stunde den Tana hinauf bis zu einer kleinen Niederlassung namens Mrambani. Während wir hier etwas verweilten, war es Abend geworden, und wir beschlossen, auf einer benachbarten Pflanzung zu übernachten. Hier wurden wir freundlich aufgenommen; zu unserm Glück entdeckten wir noch vor dem Schlafengehen einen Zug „Siafu" (brauner Ameisen), welche zum Teil schon

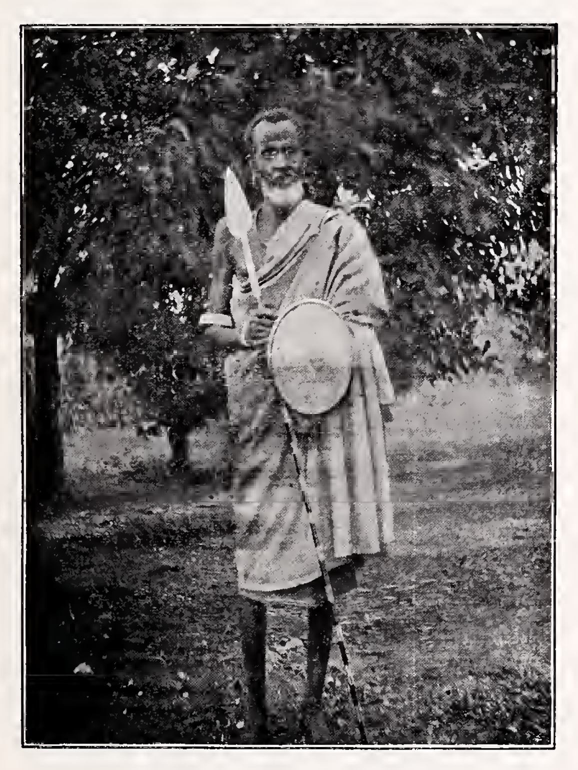
*) Seitdem hat sich der Belesoni-Kanal so sehr verbreitert, daß der größte Teil des Tana-Wassers sich durch denselben in den Osi ergießt.

in unsere Hütte eingedrungen waren. Sofort wurde in und um die Hütte Feuer angezündet, wodurch es uns noch gelang, diese kleinen Bestien zum Rückzug zu zwingen. Hätten wir dieselben nicht früh genug entdeckt, so hätten wir eine höchst unangenehme Nacht zu verleben gehabt. Dem Herrn sei Dank, wir konnten nun ruhig schlafen!

„Herr Schmidt bekam Fieber, und wir wurden dadurch gezwungen, uns länger aufzuhalten, als wir eigentlich wollten. Endlich gegen Mittag konnten wir aufbrechen, um wieder nach Kau zurückzukehren. Unterwegs, zwischen Tscharra und der Einfahrt in den Belesoni, fanden wir zwei teilweise zerfressene Somali-Skelette; unsere Begleiter sagten uns, daß ganz in der Nähe noch sechzig bis siebenzig solcher Somali- und Galla-Skelette lägen, herrührend von den letzten Kämpfen zwischen beiden Stämmen, unter welchen beiden es Brauch ist, ihre im Kampf Erschlagenen nicht zu begraben. Für mich, den Friedensboten, war dies ein schauerlicher Anblick. Im Osi sahen wir viele Flußpferde, auch Krokodile. Etwa in der Mitte zwischen Mrambani und Kau sahen wir von den ersteren so viele, daß meine Begleiter, zwei tüchtige Jäger, hier nahe am Ufer einige Zeit warten ließen und dieselben tüchtig beschossen. Eins derselben kam auf etwa fünf bis sechs Schritte an unsere Mau heran und schien uns angreifen zu wollen; wir machten uns zur Flucht bereit, doch es kam nicht zum Angriff. Wir stiegen endlich ans Ufer, und während meine Begleiter tüchtig schossen, sah ich dem Spiel dieser Kolosse zu; es ist übrigens sehr schwierig, ein solches Tier im Wasser zu schießen, da sie gewöhnlich nur mit der Schnauze, selten mit dem Kopfe über die Oberfläche des Wassers kommen, um zu atmen; diese wenigen Augenblicke muß der Jäger benutzen, um sein Ziel zu suchen. Zu unserm Schaden hatten wir uns leider bei diesem interessanten Schauspiel zu lange aufgehalten. Die Zeit mahnte zur Eile, wir stiegen wieder ein und ruderten stromabwärts, um vor Abend noch Kau zu erreichen. Etwa eine Stunde vor Kau überfiel uns die Dunkelheit. Unsere Lage war nun durchaus keine angenehme, neun Mann in einer schmalen Mau, auf einem ziemlich breiten und tiefen Fluß, in dem sich viele Flußpferde und Krokodile aufhalten, dazu

bei Nacht. Jeder hing stille seinen eigenen Gedanken nach. Das Schlimmste aber sollte noch kommen.

„Ein schmaler Streifen des Mondes beleuchtete nur sehr sparsam mit seinem blassen Lichte den dunklen Osi. Bald hörten wir auch in unserer Nähe das am Abend unheimliche Fauchen der Flußpferde. Ich betete im stillen um Bewahrung. Da auf einmal, etwa eine Viertelstunde vor Kau, sehen wir,



Ein alter Galla, mit Speer und Schild bewaffnet.

wie plötzlich unser vorderster Ruderer, ein junger Pokomo, aufspringt, das Ruder weglegt und sich zum Speerwerfen bereit macht; er hatte nämlich ganz in der Nähe am Ufer zwei Flußpferde bemerkt. Wir riefen ihm zu, er solle weiter rudern und nicht werfen, da es sehr unweise ist, ein Flußpferd bei Nacht anzugreifen. Doch es war zu spät, die Flußpferde hatten uns bemerkt und stürzten an uns vorbei; im selben Augenblick

feuerte ein uns begleitender Soldat trotz unsers Abmahnens auf dieselben; eins der Tiere sprang ins Wasser, das andere aber wandte sich augenblicklich, um uns anzugreifen; alle griffen zu den Waffen, ich auch zu der meinen, dem Gebet; das Tier kam auf uns zu bis auf 4—5 Schritt und gab's dann plötzlich zu unserm großen Glück auf. Ich werde den Anblick dieses großen weißen Tieres so leicht nicht vergessen. Der Herr hat uns freundlich bewahrt. Ihm sei viel Dank! — —

„Erst als wir den festen Boden von Kau unter unsern Füßen hatten, atmeten wir wieder auf und freuten uns über unser Entkommen, ein jeder nach seiner Weise. Die zwei Pokomo, welche uns gerudert hatten, freuten sich sehr, als sie hörten, ich wolle nächstens zu ihnen kommen und bei ihnen bleiben. Am 28. März waren wir wieder wohlbehalten in Witu.

„Am 29. März besuchte ich Sultan Achmed; er war kaum vom Fieber genesen, konnte darum wenig sprechen. Ich bekam im ganzen einen guten Eindruck von ihm, er wird unsere Arbeit durchaus nicht hindern, sondern nur zu fördern suchen. —

— — „Bis etwa zum 11. oder 12. April werde ich, so Gott will, hier in Witu bleiben, dann gehe ich nach Lamu, die Post abzuwarten. In Lamu werde ich dann verschiedenes für meinen neuen Hausstand ankaufen und mit dem schwedischen Missionar Hedenström (der gleichfalls vor kurzem ins Land gekommen war) wieder zurückkehren. Darauf werde ich mir einen Pokomo-Jüngling holen lassen, der auch die Suaheli-Sprache kennt, um die Pokomo-Sprache von ihm zu lernen und Verbindungen mit seinem Volke anzuknüpfen. Ich werde selbst kochen und dann dem Pokomo das Nötige beizubringen suchen. Bis Ende Juni oder Anfang Juli muß ich in Witu wegen des Regens bleiben; ich denke, falls ich gesund bleibe, während dieser Zeit mich ausschließlich mit jenen beiden Sprachen zu beschäftigen. Hier finde ich auch die Gelegenheit, mit besseren, „gebildeteren“ (?) Suahelis zu verkehren, z. B. mit dem Thronfolger, dem Minister rc. — —

„Soweit ich das untere Tanagebiet gesehen habe, halte ich dasselbe für sehr fruchtbar, doch soll's dort auch viel Fieber geben. Die Mission am Tana unter den Pokomo wird

allerdings große Opfer erfordern; ich meine damit nicht Silber und Gold, sondern große Opfer persönlicher Hingabe, auch besonders in den ersten Jahren große körperliche Anstrengungen. Wir müssen am Tana Ziegelhäuser bauen, und wir werden hierbei meistens alles selbst tun müssen; was das heißen will, hier nahe der Sonnenlinie, kannst Du mit mir fühlen."

Unsere Leser werden sich erinnern, daß Br. Würtz bereits in Aegypten die Suaheli-Sprache grammatisch erlernt hatte, (allerdings den Sansibar-Dialekt, der von dem in Lamu und Witu gesprochenen ziemlich abweicht). Dank seines Eifers, seiner Sprachbegabung und der Hilfe seines tüchtigen Lehrers, des Scherif *) Abdallah in Witu, des Vertrauten des Witu-Sultans, brachte er es unter dem Segen des Herrn in stark drei Monaten soweit, daß er am 7. Juli schreiben konnte: „Im Suaheli kann ich mich ziemlich verständlich machen, — doch verstehe ich nicht soviel, als ich zu sprechen weiß."

Vom 25.—27. März hatte unser Bruder, wie oben berichtet, mit Gustav Denhardt und Leutnant Schmidt die erste kleinere Reise zum Tana gemacht, bei der sie aber nur bis etwas oberhalb Tscharra am Ausfluß des Belesoni (siehe die Karte) kamen. Am 5. April mußte unser Bruder von seinem ersten Fieberanfall berichten, der aber mit Gottes Hilfe schnell vorüberging. Mitte April hatte er auch den ersten Anfall der schlimmen Dysenterie mit blutigen Stühlen, an der er hernach so oft und so viel litt. Glücklicherweise war derselbe aber gleichfalls nicht von längerer Dauer.

Mit den Methodisten kam es zu keiner Verständigung. Wakefield war bei Ankunft unsres Bruders in Lamu bereits wieder nach Mombas zurückgekehrt, in dessen Nähe seine Station Jomvu lag. Sein Mitarbeiter During war aber in Lamu (oder vielmehr in Schela bei Lamu, wo die Methodisten-Mission ein eignes Haus hat) anwesend. Dieser, ein geborener Westafrikaner (Schwarzer), mit guter englischer Schulbildung,

*) Scherif nennt man in Ostafrika diejenigen, welche sich rühmen, von Mohammed abzustammen. Wie weit die einzelnen Träger dieser Bezeichnung ein Recht zu derselben haben, ist freilich schwer auszumachen.

flößte unserm Br. Würtz wenig Vertrauen ein.*) Dazu war er sehr zurückhaltend, wie dieser schreibt, so daß sich mit ihm nicht weiter verhandeln ließ. Endlich kam ein Brief Wakefields, der darauf hinauslief, daß die Methodisten keine andere Mission am Tana neben sich wünschten; sie hätten selbst die Absicht, den Pokomo wie den Galla das Evangelium zu bringen. Br. Würtz war mit dieser Antwort wenig zufrieden und wenig geneigt, darauf den Schild einzuziehen. Bekanntlich bildete damals noch der Tana die Grenze zwischen dem deutschen Witu-Sultanat und dem englischen Gebiet. Die Methodistenstation Golbanti mit ihrer Galla-Niederlassung lag auf dem (rechten) englischen Ufer, während die Pokomo gerade in jener Zeit um der deutschen Herrschaft willen zum allergrößten Teil auf das linke (deutsche) Ufer gezogen waren. Br. Würtz wollte nun den Vorschlag machen, daß der Tana, die politische Grenze zwischen den Deutschen und den Engländern, auch als Grenze zwischen den beiderseitigen Missionen gelten möge. (Angesichts der politischen Spannung, welche damals noch im Witu-Sultanat und am Tana herrschte, wäre es für Wakefield in seiner englisch-rücksichtslosen und auf den deutschen Witu-Sultan wenig Rücksicht nehmenden Art auch wohl schwer geworden, im deutschen Gebiet Eingang zu finden.) Ehe es aber noch zu weiteren Verhandlungen über Br. Würtz' Vorschlag kommen konnte, mußte Wakefield (Ende April oder Anfang Mai 1887) nach England zurückkehren. Unser Bruder glaubte jetzt, ohne weitere Verständigung mit jenen in die Arbeit unter den Pokomo eintreten zu dürfen: „Ich gehe nicht dahin, wo die Methodisten schon Stationen haben," schreibt er am 6. Mai; „weiter binde ich mich nicht." . . „Ich glaube bestimmt," hatte er am 2. April geschrieben, „daß uns die Pokomo von Christo übergeben sind." Tatsächlich hatten ja auch die Methodisten erst in der allerletzten Zeit Verhandlungen mit Pokomo-Aeltesten angeknüpft, als sie schon längst wußten, daß unsere Mission daran dachte, eine Mission unter den Pokomo zu begründen. Ueberdies war auch bei der stolzen Verachtung, mit welcher die Galla

*) Er ist auch später von seiner eigenen Mission entlassen worden, — aus welchen Gründen, ist uns nicht bekannt.

auf die Pokomo herabsehen, eine Mission für die Galla und Pokomo zugleich, wenigstens fürerst noch, ein Unding — von den oben erwähnten politischen Schwierigkeiten ganz abgesehen.

Br. Würtz hatte bei seiner Ankunft in Witu noch einen andern Missionar vorgefunden, den Schweden Hedenström, welcher früher Missionar der schwedischen Vaterlandsstiftung in der Nähe von Massowah am Roten Meer gewesen, jetzt aber mit einem kleinen schwedischen Evangelisations-Verein (Ansgarii-Verein) verbunden war. Mit diesem hatte er sich bald ins Einvernehmen gesetzt. „Wir beide werden in Frieden nebeneinander arbeiten. Ich hatte bald den Bruder in ihm entdeckt." Derselbe wollte erst zu den Massai gehen, entschloß sich dann aber, da zu ihnen der Weg noch nicht offen war, unter den Galla zu arbeiten, mit denen er auch bei Massowah schon zu tun gehabt. Allein da trat ihm Wakefield gleichfalls in den Weg. So wurde denn in Erwägung gezogen, ob sie nicht beide nebeneinander unter den Pokomo arbeiten könnten.*)

Br. Würtz benutzte während seines Aufenthaltes in Witu jede Gelegenheit, näheres über das Pokomoland zu erfahren und Material über die Pokomosprache zu sammeln. Letztere bildet einen Zweig des großen Bantu-Sprachstammes, dessen verschiedene Dialekte und Sprachen in Afrika vom Osten bis zum Westen und bis in den äußersten Süden hinein geredet werden. Die Pokomo waren richtige Neger (während die Suaheli an der Küste ein Mischvolk aus Arabern und Afrikanern darstellten). Sie waren ein Volk, welches sich von Ackerbau, Fischfang und Jagd nährte, große, kräftige Gestalten von dunkelbrauner Hautfarbe, aber seit Jahrzehnten von den mohammedanischen Suaheli und einem Galla-Stamm, der sich zwischen sie eingedrängt hatte, arg bedrückt und ausgesogen. Ihre Wohnsitze waren ursprünglich an beiden Ufern des Tana. Eine geringe Kenntnis von dem einen wahren Gott, den sie Muungu nannten, hatten sie noch, kümmerten sich aber wenig um ihn, dagegen waren sie im Geisterdienst und

*) Hedenström gründete dann 1½ Tagereisen oberhalb Ngao die Station Kulesa, welche bei seiner Heimkehr i. J. 1902 von Neukirchen übernommen wurde.

Zauberwesen verstrickt. Aus allen Erkundigungen, die Br. Würtz einzog, tönte es ihm immer wieder entgegen, daß das



Mit Speeren bewaffnete Pokomo vor einem Hause in Witu.

Dorf Ngao am Tana der gewiesene Platz für die Begründung einer ersten Missionsstation sei. Dabei fühlte er aber das Gewicht der Verantwortung, die auf ihm lag, sehr. „Es kommt

mir oft vor," schreibt er am 6. Mai 1887, „als sei jetzt eine so gar große Entfernung zwischen Euch und mir. Ich bin so allein, habe außer dem Herrn fast niemand mehr, den ich gleich um Rat fragen kann. Ich fühle, daß ich in ein neues Stadium getrieben bin. Ich bin noch so gar unselbständig, und gegenwärtig so untüchtig zum Gebet! Der Herr helfe mir! . . . Betet auch ferner für mich, besonders um Weisheit, Demut und Mut!"

Geschw. Weber waren inzwischen noch im Missionshaus in Kaliub (Aegypten), wartend, ob nicht bald aus Ostafrika das „kommt herüber und helft mir!" des Br. Würtz zu ihnen dringen werde. Am 28. März hatte der Herr ihr zweites Töchterchen zu sich in die ewigen Friedenswohnungen genommen. Da stand auch der Schw. Weber nichts mehr im Wege, mit ihrem Mann in die Arbeit in Ostafrika einzutreten. So wurde dann mit Rücksicht auf die Jahreszeit u. s. w. beschlossen, daß die Geschwister, will's Gott, anfangs Juli aus Suez fahren sollten, um gegen Anfang August in Lamu einzutreffen. Br. Würtz hielt es für das beste, inzwischen schon den Grund für eine Station am Tana zu legen, damit Geschw. Weber, sobald sie einigermaßen in Lamu eingewöhnt wären, mit ihm an den Tana ziehen und dort die Arbeit beginnen könnten. Am 27. Mai reiste er in Begleitung von Missionar Hedenström von Witu über Kau nach Ngao, welches sie am 30. Mai nachmittags erreichten. Wie schon bemerkt, wohnten die Pokomo auf dem flachen linken Tanaufer, auf dem auch Schreiber dieses sie im Februar 1891 noch gefunden. Ein hoher Palisadenzaun umschloß in einem großen Halbkreis die Stadt zum Schutze gegen Ueberfälle von Feinden und wilden Tieren. „Die Pokomo von Ngao nahmen uns sehr freundlich auf und freuten sich sehr, als sie vernahmen, daß nun endlich Wasungu (Weiße) immer bei ihnen wohnen wollten. Ich versuchte, mittels der Suahelisprache ihnen verständlich zu machen, welcher Art meine Geschäfte eigentlich seien, und obwohl sie mir auf mein öfteres Fragen, ob sie auch meine Worte verständen und glaubten, dies zusicherten, schien es mir doch, als ob sie die vielen guten Dinge, die nach meiner Aussage nun bald ins Pokomoland kommen

würden, noch nicht alle auf einmal fassen und glauben könnten. Nachdem wir den nötigen Schauri (Beratung) mit denen Wasee (Dorfältesten) gemacht und innerhalb des Palisadenzauns einen passenden Platz für eine vorläufige Wohnung ausgesucht, begannen wir am 31. Mai in Jesu Namen zu bauen." Das weitere faßt er in folgender kurzen Schilderung zusammen: „Ich habe in Ngao während des Hausbaus des Nachts draußen geschlafen, bin von Wanzen und Moskiten arg geplagt worden, habe Holz gehauen, geschleppt, getragen, auf dem Tana hin und her gerudert, bin auch einmal mit dem Boot in den Tana gefallen, und der treue Gott hat mich immer bei guter Gesundheit erhalten." Als er nach drei Wochen nach Witu zurückkehrte, konnte er schreiben: „Das Haus, ein sogenanntes Lehmhaus, ist jetzt im Rohbau fertig und mag nun trocknen.

„Die Pokomo waren sehr freundlich gegen mich, sind mir mit viel Vertrauen entgegengekommen, haben tüchtig mitgeholfen, wollten mich gleich dort behalten. Habe schwer gearbeitet, dürftig gelebt in den drei Wochen, war aber trotzdem sehr gesund. Gelobt sei Gott! . . . Das Haus kostet bis jetzt mit den Reisekosten ca. 80 Dollar (damals ca. 250 Mk). Die erste Station im Pokomoland wäre somit gegründet. Unser Haus soll „Bethlehem" heißen. . . Sehr beschwerlich ist es jetzt hier reisen, muß bei einem Weg von acht Stunden fünf Stunden durchs Wasser waten, bis unter die Arme, bis an den Leib, bis an die Knie. Doch ich singe gerne: „In der Angst der Welt will ich nicht klagen, will hier keine Ehrenkrone tragen 2c." Nur habe ich das Singen beinahe verlernt. Ich habe das Pokomo-Volk sehr lieb, habe auch schon etwa 500 Pokomo-Wörter gesammelt. . . Ich hatte mir meine Missionstätigkeit ganz anders gedacht, Du weißt das ja; werde nun wohl so etwas wie „Missionspionier" werden. Der Herr fragt also nicht immer nach unsern Neigungen. Doch was tut's, wenn's nur „Dienst" ist. . . . Ich habe einen Pokomo-Diener, der aber seit sechs Jahren Mohammedaner ist. Er spricht (wie die meisten begabteren, jüngeren Pokomo) drei Sprachen (Pokomo, Suaheli und Galla). . . . Ich glaube, daß sich am Tana recht gut arbeiten und leben läßt. . . ."

Am 7. Juli finden wir unsern Bruder wieder in Lamu. Er mietete dort ein Haus für zwei Monate und suchte dasselbe für die Ankunft der Geschw. Weber einigermaßen wohnlich einzurichten. Die Zwischenzeit bis zu ihrer Ankunft (4. Aug.) benutzte er dazu, für Herrn Denhardt zum Dank für die viele Hilfe, welche er von ihm erfahren, einige Schmiedearbeit zu tun, und ihm bei der Einrichtung einer Ziegelei zu helfen. — Am 3. Aug. schreibt er rückblickend: „Während meines viermonatlichen Aufenthaltes in Ostafrika habe ich viel hin und her reisen dürfen und dabei manche beschwerliche Reise gemacht. Da Herr Denhardt mich und meine Geschäfte bestens empfohlen hatte, so kam man mir allenthalben im Suaheli-Land freundlich und mit Vertrauen entgegen. Das dürfen wir der großen Sache nutzbar machen und mit Dank anerkennen. Dafür, daß ich in der kurzen Zeit so weit gekommen bin, dürfen wir zunächst sehr dankbar sein. . ." Zum Schluß desselben Briefes schreibt er: „Ihr müßt viel Geduld mit mir haben. Du weißt ja, ich bin in vieler Hinsicht den mir nun mal zugefallenen Aufgaben durchaus nicht gewachsen. Ich habe manchen Fehler gemacht, werde noch mehrere machen. . . Aber vielleicht wird doch noch etwas aus mir, nämlich „ein zerbrochener Stab", wie der selige Pastor (Doll) es so sehr gewünscht."

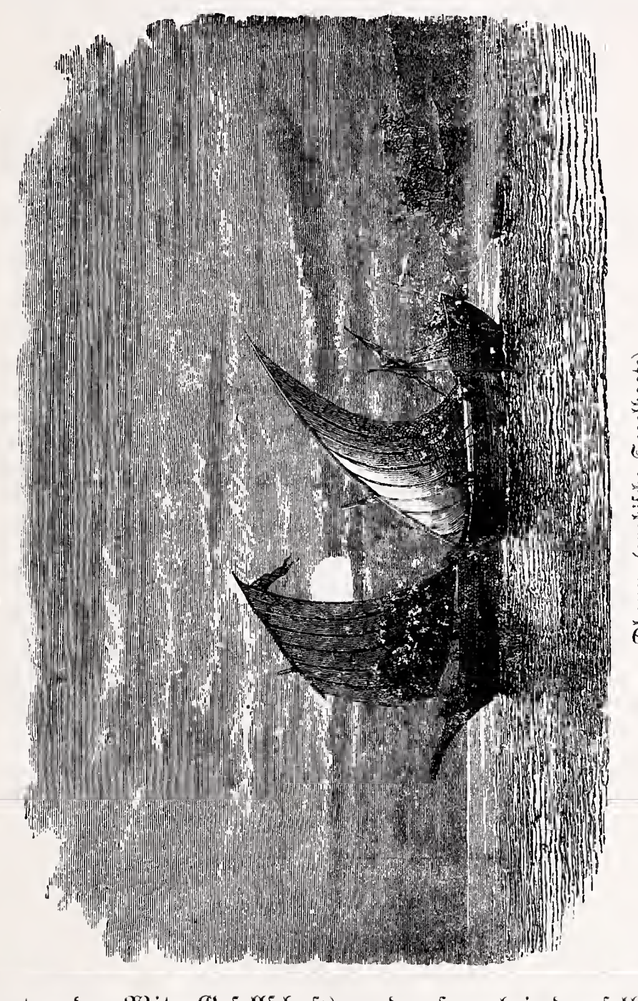
Am 4. Aug. 1887 waren Geschw. Weber in Lamu angekommen. Am 12. Aug. schreibt Br. Würtz: „Soeben bin ich fertig geworden (mit einigen sprachlichen Arbeiten). In einiger Entfernung sitzt der l. Br. Weber und schreibt Suaheli-Wörter ab, neben ihm sitzt Frau Weber und häkelt. Soll ich mich denn nun nicht freuen? Ich meine wohl. Nach so langem Warten, Beten, Hoffen, Harren, Weinen, Sterben endlich Freude. Endlich wandeln unsere Füße auf gebahnten Wegen, das fühlen wir alle drei. Wir sind bei guter Gesundheit, außer Frau Weber, welche einen tüchtigen Schnupfen bekommen hat . . . Es ist gut, daß sie mitgekommen, der Herr hat deutlich gezeigt, daß sie mitkommen sollte. Sie geht bald mit in unsere neue Heimat."

Am 31. Aug. konnte er schon hinzufügen: „Wir sind alle frisch, wohl und munter . . . und freuen uns, daß es nun

in die Wüste (barra) geht, denn so nennen die Suaheli das arme, aber schöne Pokomoland. Montag, so Gott will, reisen wir, von hier im Boot bis Kimbo" (vgl. die Karte auf der letzten Seite), „von Kimbo vielleicht noch am selben Tage bis Mpeketoni, von Mpeketoni bis Kipini . . . In Kipini wollen wir unsere Dhau (arabisches Segelboot) treffen, welche unsere Sachen bis an den Belesoni bringen soll . . . Von Tscharra (am Tana) geht's in Mauen (Booten aus einem ausgehöhlten Baumstamm) bis Ngao. Der Herr wird alles wohl machen . . . Ich bin etwas erschöpft, . . . habe viel an der Sprache gearbeitet, dem Herrn sei Dank mit Segen. Brauche nun keinen Dolmetscher mehr; bin noch immer Anfänger, aber es geht immer vorwärts, komme mit den Leuten aus."

Wie beschwerlich eine solche Reise ins Innere war, davon gibt der Bericht Br. Webers einen kleinen Begriff. „Am 6. September morgens," so schreibt er, „reisten wir von Lamu, fuhren zunächst mit einer Dhau und sollten bereits in 6—7 Stunden in Kimbo (auf dem Festland an einer Meeresbucht westlich der Insel Lamu gelegen) sein. Aber wir hatten schon gleich den ersten Tag Unglück; wir konnten während der Ebbe nicht weiter, immer wieder stießen wir auf Sandbänke und mußten schließlich in der heißen Mittagssonne zwei Stunden still liegen. Als nun die Flut eintrat, bekamen wir Gegenwind, wir konnten nicht segeln, und trotz aller Bemühungen der Schiffsleute kamen wir nur sehr langsam weiter. Nachmittags fünf Uhr hatten wir kaum den halben Weg. Wir waren sehr müde, hatten Hunger und Durst, machten darum Halt und ließen uns von den Schiffsleuten wieder ans Land tragen. Hierauf gingen wir in das naheliegende Dorf Kipungani (fehlt auf unserer Karte), wo wir übernachteten. Kaum waren wir bei dem Aeltesten des Dorfes (mzee) eingekehrt, so war auch schon eine Menge Menschen vor dem Haus, um uns Weiße zu besehen, besonders die bibi (Frau). Wir schliefen trotz allem Ungeziefer gut. (Die Hühner waren unter unserm Bett.) Des Morgens (7. Sept.) standen wir frühe auf und hatten schon gleich eine Stunde zu marschieren, ehe wir unser Boot erreichten, weil wir einen andern Weg eingeschlagen. — Nachdem wir endlich das Festland erreicht

hatten, mußten wir noch zwei Stunden zu Fuß gehen und kamen ungefähr mittags in Kiungwa an. Meine Frau hielt sich tapfer. Dem Herrn sei Dank! In Kiungwa blieben wir des Nachts. Hier trafen wir den Leutnant v. Wittig (einen



Dhauen (arabische Segelboote).

Beamten der Witu=Gesellschaft) und aßen bei demselben zu Nacht. Er überließ meiner Frau seinen Esel zum Reiten für zwei Tage. Den nächsten Tag hatten wir vier Stunden zu marschieren bis nach Mpeketoni. Ueberall gab es großen Aufwand, denn die Luete hatten noch nie eine europäische

Frau gesehen. Von Mpeketoni nach Kipini hatten wir sechs volle Stunden zu gehen, immer durch Wald und Gebüsch, Gras und Dornen. Des Mittags ruhten wir drei Stunden unter einem Mangobaum, kochten Reis und ein Stück Neukirchener Rauchfleisch. In Kipini blieben wir eine Nacht und hatten ein hartes Lager; auf einer erhöhten Stelle vor einem Hause (ein Dach über uns) breiteten wir unsere Decken aus, und darauf lagen wir. Nicht viel geschlafen. Den 10. September morgens fuhren wir von Kipini nach Kau den Osi hinauf und sahen unterwegs viele Flußpferde. Des Mittags in Kau. Hier mußten wir auf unsere Dhau, die unsere Sachen von Lamu brachte, bis zum 13. warten. Als unsere Dhau ankam, fuhren wir gleich weiter bis an den Belesoni-Kanal. Jetzt kam die Hauptschwierigkeit; der Belesoni ist augenblicklich nicht fahrbar; wir mußten Träger haben, um uns die Sachen hinüber an den Tana tragen zu lassen. Die Sachen wurden nun ausgeladen und ein Lager aufgeschlagen mitten in der Wüste. In der Nähe war vor einem Jahre eine große Schlacht zwischen Somali und Galla gewesen, von der noch jetzt viele Spuren in Ueberresten von Menschen zu sehen sind. Zunächst hatten wir das Bedürfnis, etwas zu essen und zu trinken. Hier mußten wir eine Nacht unter freiem Himmel schlafen und bekamen noch dazu Regen. Es war halb zum Lachen, unter dem Moskitennetz mit aufgespanntem Regenschirm zu schlafen. Des Morgens sah es sehr öde und wüste um unser Lager aus; aber der Herr ließ die liebe Sonne wieder scheinen, so daß es bald wieder trocken wurde. Unterdessen kamen auch Mannschaften zum Tragen. Meine Frau und ich gingen gleich hinüber nach Tscharra ($^3/_4$ Stunde zu Fuß) und setzten uns neben dem Tana unter einen Baum zum Bewachen unserer Sachen. Br. Würtz blieb am Osi und gab den Trägern die Sachen an, und kam des Abends im Dunkeln erst zu uns. Wir aßen noch ein wenig Reis, in Wasser gekocht, tranken eine Tasse Tee, ließen uns übersetzen und schliefen in Tscharra in einer armseligen Suaheli-Hütte. Am nächsten Morgen wurde der Rest unserer Sachen geholt, und bis Mittag waren wir soweit, daß wir unsere Reise auf dem Tana fortsetzen konnten. Der Herr wolle



In einer Mau„auf dem Tana.

geben, daß der Tana-Fluß in Zukunft noch eine große Bedeutung habe für Mission und Kolonisation! Unsere Sachen wurden in Mauen (ausgehöhlte Baumstämme) geladen, in der größten wurden unsere Sitzplätze gemacht, kaum so breit, daß meine Frau und ich nebeneinander sitzen konnten. Um fünf Uhr erreichten wir eine Schamba (Pflanzung) eines Suaheli, wo wir übernachten mußten. Eine Pokomo-Hütte (ähnlich unsern Köhlerhütten) war unser Schlafzimmer. Den nächsten Morgen (16. Sept.) ging es in aller Frühe weiter den Tana hinauf. Um 8 Uhr erreichten wir Tschadora, machten ein wenig Halt, gingen einmal durchs Dorf und stiegen dann wieder ein, um weiterzurudern. Mittags waren wir in Golbanti, wo wir ungefähr zwei Stunden ruhten. Hier gab es wieder großen Aufwand. Eine alte Frau ging durchs Dorf und schrie laut, alle Frauen sollten kommen, es sei eine europäische Frau zu sehen. Nun ging's der letzten Station (unserer neuen Heimat) zu. Um fünf Uhr ungefähr erreichten wir das Ziel (Ngao). Unsere Boote hielten; ein hohes Ufer mußten wir hinaufsteigen, und wir standen vor dem neuen Missionshaus. Wir hatten viel Ursache, dem Herrn zu danken, daß er uns auf der mühevollen Reise so gesund und munter erhalten hatte und wir schon unter unser eigenes Dach ziehen konnten, wenn es auch gleich sehr buckelig und schief ist . . . Unser Bett mußten wir auf Kisten machen, Stühle haben wir noch nicht, ein kleines Tischchen brachten wir mit von Lamu. Wenn uns der Herr gesund erhält, werden wir mit des Herrn Hilfe schon weiterkommen und auch bald mehr an der Sprache tun können. — Was die Leute anbetrifft, so sind sie bis jetzt sehr zudringlich; von morgens früh bis abends spät geht's immer ein und aus. Bettelhaft sind die Pokomo gerade nicht; viele kommen und wollen Arbeit, um sich ein Stück Zeug zu verdienen, aber am meisten kommt man vorwärts, wenn man sich die Arbeit selbst macht. Knaben bis zu zwölf, dreizehn, auch wohl vierzehn Jahren laufen meist ganz nackt, Mädchen, Frauen und Männer haben meist nur ein Lendentuch um."

Schwester Weber hatte die Reisestrapazen gut überstanden. Sie hatte, wie Br. Würtz in einem späteren Briefe schreibt,

„in den letzten drei Jahren wohl kaum so gut ausgesehen als jetzt, trotz der Reise und der vielen Arbeit ...“ „Sie weiß nur manchmal nicht, was sie uns kochen soll,“ fügt er hinzu, indem er eine oft gehörte Klage vieler Missionarsfrauen wiederholt; zu jeder Hauptmahlzeit Reis und immer wieder Reis und oft nichts als Reis auftischen zu müssen, will eben einer rechten Hausfrau nicht immer so leicht werden.



Geschw. Weber.

Gottlob, ist wenigstens an Reis im Lande kein Mangel, aber darüber hinaus dürfte auch nicht viel zu haben sein. Oel z. B. gibt's nicht, und Fleisch, wie es scheint, auch nicht. „Gestern machte Schw. Weber zu ihrem Schrecken die Entdeckung, daß die vermeintliche Flasche Oel statt Oel Essig enthielt; auch haben wir kein Fleisch mehr. So bleibt mir,“ schreibt Br. Würtz, „nichts anders übrig, als morgen nach Witu zu reisen“ (d. h. eine achtstündige Fußtour zu machen),

„um das Nötige womöglich dort einzukaufen. Auch habe ich einiges mit dem Sultan zu sprechen, und werde vielleicht auch zwei Geißen (Ziegen) mitbringen. Geld haben wir noch reichlich, doch Ihr wißt, daß man solches weder kochen noch essen kann . . .“

Eine Hauptplage des Landes sind die großen braunen Ameisen, welche nicht allein in die Hütten, sondern auch ins Bett u. s. w. eindringen. „Vor etlichen Tagen,“ berichtet Br. Würtz, „drang eine große Schar in das Schlafzimmer der Geschw. Weber ein; dieselben mußten schließlich ausziehen... Schw. Weber bekam ihren Platz in der Hängematte, welche die Tiere nicht erreichen konnten. Br. Weber kam zu mir in meine kleine kitanda (Bettstelle). Nach einigen Stunden süßen Schlafs wurden wir plötzlich durch einen lauten Schrei aus dem Schlaf geschreckt. Was war geschehen? Der Strick am Kopfende der Hängematte war gerissen, und Schw. Weber war heruntergefallen und hatte vor Schrecken den Schrei ausgestoßen. Der Herr hat freundlich gewacht, daß sich außer einigen Kopfschmerzen, die nach etlichen Tagen wieder nachließen, keine anderen üblen Folgen einstellten. Mittlerweile waren die siafu (Ameisen) wieder abgezogen, und Geschw. Weber konnten ihr Zimmer und Bett wieder beziehen, um sich während der übrigen Zeit der Nacht noch etwas von dem Schrecken zu erholen.“ — „Heute abend,“ schreibt Br. Weber, „war alles bereit zum Essen; auf einmal sagte Br. Würtz: Ich bin voll siafu; wir sahen nach, und unser Haus war so voll, daß wir bald flüchten mußten. Das Essen mußte stehen bleiben; es wurde Feuer gemacht, und bald mußten sie zurück. Die Bestien kommen uns fast jeden Abend.“

Die unterste der drei Hüttenformen, die wir in der umstehenden Zusammenstellung*) sehen, gibt ein Bild der Bauart

---

*) Die oberste gibt eine Vorstellung vom Hüttenbau der Pokomo. Nur pflegen sie den Grashelm, der die Spitze decken soll, umzudrehen, sodaß das zusammengebundene Stück nach unten bezw. innen kommt und die ganze Hütte vollkommen die Gestalt eines hohen Heuhaufens erhält. Die mittlere Hütte mit ihren Graswänden wird häufig für europäische Reisende hergestellt, welche nur einige Tage an einem Ort zu bleiben gedenken. (Wir fanden eine solche bei unserer Ankunft in Ngao im Feb. 1891.) Die unterste Form,

der von Br. Würtz hergestellten Hütte. Er hatte bei seiner Rückreise nach Lamu das Bewerfen mit Lehm einem Suaheli übergeben, dessen Leute den fetten Lehm so an die krummen



Afrikanischer Hüttenbau.

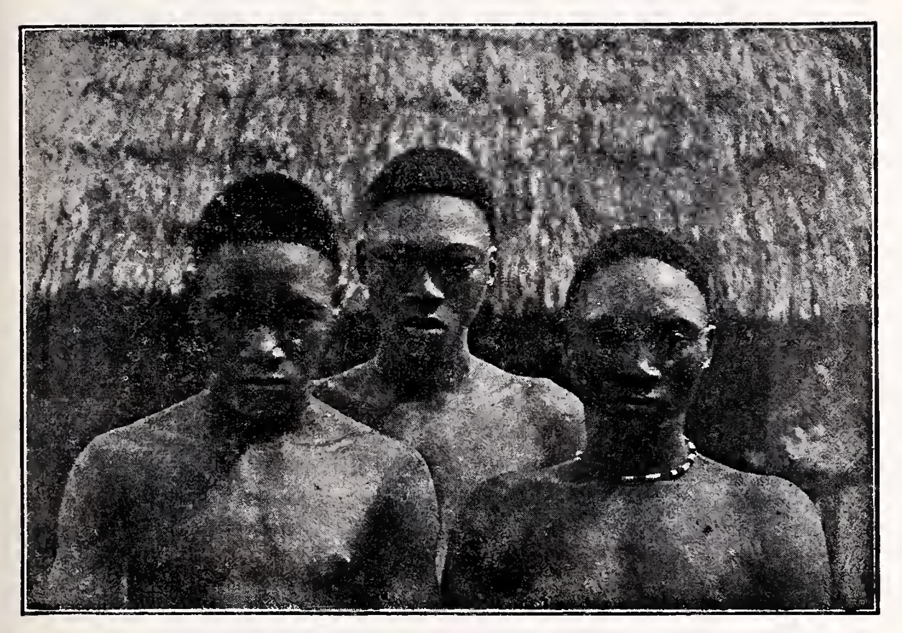
wo gegen das die Wände bildende Flechtwerk Lehm geworfen wird, ist schon von etwas soliderer Bauart. Obige Abbildungen sind entnommen dem Werk von Dr. Pruen, The Arab and the African.

schwachen Wände warfen, daß unsere Geschwister nachher alles wieder abkratzen und zum Teil neue Pfosten setzen mußten. „Da blieb denn," heißt es in einem Freundesbrief, „nichts anderes übrig, als frisch und fröhlich neu anzufangen. Das haben wir auch alle drei recht tapfer getan. Der Herr hat uns immer wieder mit frischen Kräften ausgerüstet. Doch waren wir oft so müde, daß wir wohl umgefallen wären. Dem Herrn sei viel Dank, der uns bis hierher gesund erhalten! Hoffentlich werden wir auch bald imstande sein, das teure Gotteswort in der Muttersprache der Pokomo verkündigen zu können! Ich spreche bis jetzt nur die Suaheli-Sprache mit den Leuten. Doch ist das sehr mißlich, da einige sie verstehen, andere aber nicht. Der Herr helfe uns auch da weiter! . . . Es ist hier viel, viel Arbeit und noch so wenig Arbeiter, arme, schwache Leutlein. Betet darum, daß der Herr mehr Arbeiter auch zu uns senden möge! Und betet auch für uns, daß wir bei den vielen Strapazen und Entbehrungen nicht erliegen mögen!"

Nachdem die Lehmhütte einigermaßen wohnlich eingerichtet und das Nötigste an Hausrat hergestellt war (im Anfang war weder Stuhl noch Schrank noch Bett vorhanden), galt es, an den Bau eines festeren Hauses zu denken. Dasselbe sollte zweistöckig werden, aus Lehmsteinen gebaut, die sie selbst mit den Pokomo herzustellen gedachten. Bis zur großen Regenzeit, die Mitte April eintritt, sollte das untere Stockwerk fertig und vorläufig unter Dach gebracht sein. Da galt es, sich zu tummeln. „Die meiste Arbeit müssen wir tun," schreibt Br. Würtz am 26. Febr. 1888, „der Herr helfe! Zeit zum Besinnen bekomme ich gar keine mehr; und oft weiß ich nicht, wo mein armer Kopf ist."

Ziegelbäcker gab's im Pokomo-Land noch keine, so mußten die ersten Missionare da selber in allem Hand anlegen und die Eingeborenen anleiten. Auch Kohlen zum Brennen gab's nicht, so mußten Brennversuche mit Holz gemacht werden. Ein kleines Bild, wie es bei diesen Arbeiten zuging, geben die folgenden Briefauszüge. „Wir haben," schreibt Br. Weber, „12—15 (ja oft 20) Pokomo täglich in der Arbeit, da ist für uns viel zu tun. Br. Würtz formt, ich muß die Felder räumen

und säubern und die Leute beaufsichtigen. 3—4 Jungen haben wir zum Steinetragen, 6 Männer kneten und tragen den Lehm, andere spalten Holz und holen es, andere fahren Sand. . . . Die Leute fügen sich im ganzen gut, nur muß man auch mal grob sein.“ Schw. Weber schreibt: „Die Leute sind recht träge zur Arbeit; man muß sie morgens im Dorf zusammentreiben, damit sie zur Arbeit kommen. Die schönen Kleider (welche sie als Lohn bekommen) haben sie gern; hätten wir dieselben nicht, für Geld würden wir keine Leute bekommen“



Pokomo-Jungen.

(denn das wußten sie noch nicht zu schätzen). „Mittags um zwei Uhr wird ein Flintenschuß abgegeben, aber dann kommen sie auch noch lange nicht.“ Wer einigermaßen weiß, wie schwer es oft hält, die Afrikaner zu angestrengter Arbeit heranzuziehen, wird sich über das Gesagte keineswegs wundern. „Am meisten Freude,“ schreibt Br. Weber, „hatten wir an den kleinen nackten Jungen, meist nur 8—10 Jahre alt, welche, 8—10 an der Zahl, nachmittags die trocknen Steine zum Aufschichten herzutragen mußten. Sie sangen fortwährend bei

der Arbeit, die Lieder dichteten sie selbst, und zwar meist auf den Bruder, mit dem sie arbeiteten. So sangen sie z. B.: muganga asischindwe, d. h. wörtlich: „Der Doktor" (so nannten sie wohl Br. Weber) „ist nicht zu überwinden." Sie konnten mir nämlich nicht so viele Steine herbeibringen, als ich auflegte. Ueber eine Weile sangen sie: muganga kaschindwa, d. h.: „Der Doktor ist überwunden" (wenn sie ihn nämlich in ihrer Arbeit eingeholt). „So geht's aber nicht immer," fügte Br. Weber hinzu, „manchmal muß ich auch einen Stock nehmen, vor dem sie sich sehr fürchten. Wenn die Kleinen so fünf Tage gearbeitet haben, bekommen sie vier Ellen hami (Zeug). Welche Freude dann! Im Lauf geht's nach Haus zur Mutter, die erhält nämlich das erste Kleid, das sie verdienen. Von größeren Jungen haben wir zwei, die schon über einen Monat in der Arbeit sind. Ist das nicht viel von Heidenkindern?"

„In die Sprache kommen wir so langsam hinein. Abends nach dem Essen haben wir immer eine kleine Schar um uns, meistens Jungen. Br. Würtz hat ihnen schon manches aus der Bibel erzählt, weil sie das Lesen im Suaheli-Testament nicht so gut verstehen. Die Pokomo glauben nicht, daß es eine Ewigkeit gibt, haben auch kein Wort dafür. Von Gott wissen sie etwas; er ist gut und sehr stark, stärker als der Teufel, den sie sehr fürchten, wie sie sagen. Gestern abend haben wir einen Bibelspruch übersetzt, Joh. 3, 16: Muungu kajudsaka lumwengu, hatta kamuyavya mwanawe madiani, kwakwamba yude jwonse amuhikizie jeje adsekwara, ela awe na mojo usiwosia.*) Die Jungen lernten ihn gleich auswendig. Möge der Herr die geringen Anfänge segnen und weiterführen."

„Die Leute," schreibt Schw. Weber, „haben im ganzen sehr viel Vertrauen zu uns. Abends haben wir immer eine Schar um uns sitzen, denen wir Pokomo-Wörter abfragen, und denen wir dabei etwas von Muungu (Gott) erzählen. Sie meinen aber immer, das wäre ihnen neu, das wäre nicht kipokomo (Pokomo-Sprache), denn die Sprache ist ihnen noch

*) Zum Vergleich setzen wir für solche, welche sich dafür interessieren, den entsprechenden Vers des Suaheli-Testaments hierher: Muungu ameupenda ulimwengu, hatta akamtoa Mwana wake wa pekee, amwaminye yote asipotee, illa apate uzima wa milele.

unbekannt. Alles, was wir machen, ist ihnen neu; als wir Ziegelsteine machen wollten, meinte einer, wir müßten doch wohl erst Töpfe von dem Sand machen, dieselben dann zerschlagen und davon das Haus bauen. Den Gesang und die Musik lieben sie sehr; wenn wir ein Lied singen, haben wir gleich das ganze Haus voll. O der Herr möge viel Segen hier geben, daß auch noch viele Pokomo das Lamm besingen können!"

Am 12. März 1888 konnten unsere Geschwister den Grundstein zum neuen Hause in Ngao legen. Die Arbeit ging in den folgenden Tagen recht erfreulich voran. Da auf einmal kam — es war am 24. März — die Nachricht, eine Horde Somali sei im Anzug. Die Ngao-Leute flohen auf die andere Seite in den Wald. Unsere Geschwister konnten noch eben mit dem Allernotwendigsten Golbanti erreichen. Dann kamen die Unholde; was wegzutragen war, nahmen sie mit, das andere verbrannten und zerstörten sie so gründlich sie nur vermochten. Unsere Geschwister konnten von Golbanti den Rauch des Dorfes, der zugleich ein Rauch vom größten Teil ihrer Habe war, aufsteigen sehen. Wie ihnen dabei zu Mute war, ist wohl zu ermessen.

Am 29. April berichtete Br. Würtz zunächst von einer sehr beschwerlichen, entbehrungsreichen Reise nach Witu, die er bald nach dem Abzug der Somali gemacht, um Lebensmittel zu bekommen und mit dem Sultan Rücksprache zu nehmen. „Ich ging, weil die Pflicht mich trieb, obwohl wir alle wußten, daß noch Gefahr vorhanden war. Bis Witu bekam ich nur Mais (geröstete Körner) und Wasser. Von Kau bis Witu brauchte ich einen ganzen Tag (3 Stunden Wegs). Ich bekam nämlich wieder jene heftigen Magenkrämpfe, mußte mit einem Pokomo allein unter einem Strauche den ganzen Tag liegen, bis Hilfe von Witu kam. Ich habe in diesen letzten Monaten viel gelitten, bin nicht mehr so stark wie früher, doch hoffe ich, meine verlorenen Kräfte wiederzugewinnen, denn ich habe sie im Dienst des Lammes verloren. Ich bin immer noch gesund, habe auch noch etwas Mut, aber wenig Glauben. Der Herr helfe! Wir sind fest entschlossen, nicht aufzugeben.

„Wir wohnen nun wieder in Ngao. Wir bauten dort eine runde Strohhütte. (Vgl. die oberste der Abbildungen auf Seite 69.) Ich wünschte, Du könntest einmal einen Blick in unser friedliches Hüttchen tun, Du würdest vielleicht lachen oder weinen. Hier ist in einem engen Raum alles beisammen, doch sind wir dankbar, daß wir überhaupt so wunderbar vom Herrn gerettet wurden. Besonders freundlich ist der Herr gegen Schw. Weber. Sie hält sich tapfer. Ich habe oft viel Sorge ihretwegen, doch der Herr ist unser Helfer.

„Einige Ziegelsteine haben wir noch retten dürfen. Damit gedenken wir ein kleines Häuschen mit zwei Räumen zu bauen, einen für die l. Geschwister und einen für Br. Blecher" (der, wie wir gleich hören werden, auf dem Wege nach Ostafrika war), „und mich. Der Rumpf ist aufgerichtet. Br. Weber hat angefangen zu decken, und wir hoffen, vor der Ueberschwemmung noch dort einziehen zu können. Wir müssen sehr eilen, denn der Tana hat schon an vielen Stellen seine Ufer übertreten. Bis heute wohnen wir noch etwa ½ Fuß über Wasser. Unsere Leute haben einen erhöhten Platz auf dem gegenüberliegenden Ufer bezogen, woselbst sie während der Flutzeit zu wohnen gedenken. (Es ist der gegenwärtige Dorf- und Stationsplatz.) Auch ich hatte dort ein kleines Häuschen errichtet, mußte es wieder abbrechen lassen, wegen der Galla, die uns dort nicht haben wollten. So wohnen wir ganz allein im Gras. Doch halt, nicht allein, denn Er ist bei uns.

„Unsere Fundamente (die des vor dem Somali-Ueberfall angefangenen Neubaus) sind durch Regen und Grundwasser zerstört. Wir müssen unsern Bauplan ändern, nämlich . . . das untere Stockwerk aus Korallensteinen bauen, welche wir von Lamu aus kommen lassen müssen . . . Sobald die (bestellten) Schiefertafeln angekommen, gedenken wir eine Knabenschule zu errichten und eine regelmäßige Morgenandacht einzuführen. Betet für uns! Zunächst werden wir uns dabei der Suaheli-Sprache bedienen . . . Der Herr aber möge uns je mehr und mehr in seine Liebesfesseln zwingen, damit wir hier und Ihr dort nicht uns, sondern als einmal Geopferte Ihm, seiner Sache, unsern Brüdern leben! Amen!"

Am 11. Mai kam Br. Heinrich Blecher, der zur Unterstützung der Geschwister in Ngao, vor allem zur Hilfe in ihren äußeren Arbeiten nach Afrika gegangen war, in Lamu an. Br. Würtz hätte ihn gerne an der Küste abgeholt, mußte darauf aber verzichten, da das Häuschen in Ngao erst fertig zu stellen war und Geschwister Weber ihn mit seiner geschwächten Kraft auch nicht gern die weite und beschwerliche Reise wollten machen lassen. Schließlich machte sich unser Bruder aber doch auf den Weg und traf Br. Blecher zwischen Witu und Fugasumbo. Die Tour war eine überaus anstrengende und beschwerliche. Stundenlang mußten die Brüder durchs Wasser waten, zum Teil 3½ Fuß tief. Dazu die Sorge für die Träger, für das Gepäck! Am 25. Mai kamen sie in Ngao an, wo Br. Weber inzwischen das Häuschen zum Bewohnen fertiggestellt hatte. Aber nur drei Wochen waren die beiden Ankömmlinge gesund. Dann legten sie sich beide, von heftigem Fieber erfaßt, miteinander nieder. Nach sechs Wochen schweren Krankseins, während deren die unter afrikanischen Verhältnissen so besonders mühsame Pflege ausschließlich den Geschw. Weber auflag, ging Br. Blecher am 26. Juli heim. Br. Würtz war eben soweit, daß er mit zum Grabe gehen konnte. Am 1. August wurde Schw. Weber von einem Söhnchen entbunden, und am 14. August ging auch sie in die obere Heimat. Br. Weber stand nun mit dem noch recht schwachen Br. Würtz und seinem kleinen 14 Tage alten Söhnchen allein, mitten in der afrikanischen Steppe, keine Menschenseele um sich, da die Pokoma immer noch auf dem andern Flußufer wohnten. Milch war für den Kleinen weit und breit nicht zu finden. So mußte Br. Weber sich entschließen, mit Br. Würtz und dem Kinde möglichst bald abzureisen. Welch eine Fahrt, zunächst in einem ausgehöhlten Baumstamm den Fluß hinab und dann über Kau nach Witu und von da nach Lamu! Br. Weber sah bald, daß auch in Lamu seines Bleibens mit dem Säugling nicht lange sein konnte. So entschloß er sich in Uebereinstimmung mit Br. Würtz, so schwer es ihm auch im Blick auf diesen wurde, mit dem Kleinen schon am 29. Sept. die Reise in die deutsche Heimat anzutreten, wo er am 1. Nov. wohlbehalten ankam.

Br. Würtz blieb in Lamu allein zurück. Er schreibt am 28. Sept.: „Ich bin noch immer ein Schwächling. Ich bin jetzt beinahe seit vier Monaten krank, hatte und habe viel heftiges Fieber, Wassersucht an den Füßen und endlich auch Bauchwassersucht. Die große Liebe aber hat mich bis jetzt aufgespart für spätere Kämpfe. Seit ich in Lamu bin, erhole ich mich, aber sehr langsam. Ich bedarf sehr Eurer Fürbitte, bin nun so allein; laßt nicht ab zu mahnen und zu trösten! Es fällt mir so schwer, mal zu ruhen und überhaupt mäßig zu arbeiten . . . Den lieben Heimgegangenen ist so wohl. Wir wollen nicht um sie trauern . . . Ich bin . . . Euer einsamer, aber nicht verlassener

F. Würtz."

Am 16. Oktober schreibt er: „Ich wage über das Geschehene nichts zu sagen, sondern lege die Hand auf meinen Mund und schweige. Ich habe vieles erfahren und gelernt. Ach wenn doch die große Liebe nicht wäre, was würde dann oft aus uns armen Missionaren werden! Aber wohl uns, in diesen Fluten dürfen wir auch wohl einmal versinken, ohne umzukommen. Es ging alles so schön vorwärts, doch nun ist's scheinbar am Ende. Br. Weber ist nicht mehr hier, Schw. Weber ist nicht mehr, Br. Blecher ist nicht mehr; ich, ein armer Schwächling, bin allein übergeblieben. Soll ich nun verzagen? Nein, sondern ich sage zu meiner Seele: Sei stille, ich werde ihm noch danken, daß Er meines Angesichts Hilfe ist!

„Ich bekam am Tage von Br. Webers Abreise wieder Fieber und behielt solches einige Tage, doch war dasselbe nicht so stark wie im Pokomoland. Seit etwa vier oder fünf Tagen geht's wieder besser. Erst jetzt fühle ich, daß meine Kräfte langsam wieder zunehmen. Bis jetzt war ich schwach wie ein kleines Kind. Habe noch oftmals in meiner Torheit versucht, mit meiner alten Energie meine Glieder zu zwingen, mir zu gehorchen; aber die Knochen versagten mir den Dienst. So mußte ich mich denn doch fügen. Ach wie wird mir's doch so schwer, nicht arbeiten zu können! Es sind jetzt vier Monate geworden, daß ich krank bin, war oft dem Tode nahe, doch der Schmelzer hat treulich über dem Feuer gewacht, so

daß, wie ich hoffe, nur das für die Ewigkeit Untaugliche verbrannt ist."

Wir schließen hier gleich einen Rückblick auf das erste Jahr der Arbeit in Afrika an, der, obwohl erst im Juni 1889 geschrieben, doch hierher gehört. Er ist einem Freundesbrief entnommen. „Du, lieber Bruder, hast mich gebeten, Dir meine inneren Erfahrungen während meiner Krankheiten mitzuteilen. Ich will das jetzt tun, und zwar um unserer alten Liebe willen ... Im ersten Jahre unserer Arbeit in Ostafrika, welche allerdings nur Vorarbeit zu nennen ist, hatte Gott uns und besonders mir viel gelingen lassen.*) Nun frage ich Dich: Konnte ich das ertragen? Ich antworte für Dich: Nein. Gott, der mich sehr lieb hat, legte mich darum um mein selbst und um der Sache willen in des Todes Staub, oder mit andern Worten, er demütigte mich. Zum andern weißt Du, daß bei dem Guten, das wir tun, immer viel Ich ist. Die Alten haben schon gesagt: „An allem klebt das liebe Ich, und wer's nicht glaubt, der täuschet sich." In unserm Jahrhundert, das mit Recht ein Jahrhundert des Fortschritts genannt wird, ist gewiß das Ich in seiner Entwicklung nicht zurückgeblieben. Also auch in meiner Arbeit war viel Ich. Gott aber kann kein zweites Ich neben sich dulden, er muß es vertilgen. Dieser Vertilgungsprozeß war für mich ein Verbrennungsprozeß, denn Gott gebraucht gern das Feuer. Und das darf ich Dir versichern, das sogenannte Sumpffieber ist ein „Feuer in den Gebeinen", welches, wenn mit dem heiligen Feuer des heiligen Geistes zusammenwirkend, wohl imstande ist, den inneren Menschen in allen seinen Verzweigungen zu reinigen und zu läutern. Der treue Gott hat auch manches bei mir aus- und durchgebrannt. Ihm sei Dank dafür! Er hat mich aber nicht verbrennen lassen, obwohl ich oft dem Tode nahe war und wohl mit Hiob seufzen konnte: „Der dunkeln Nächte hast du mir viele

---

*) Wir erinnern daran, wie schnell er die Suaheli-Sprache bewältigt hatte. Dann hatte er auch schon eine kleine Formenlehre der Pokomo-Sprache mit einem Pokomo-Wörterverzeichnis zusammenstellen und in die Heimat senden können, welche Anfang 1889 in der „Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen" zum Abdruck kam.

gemacht.“ Der Herr hat mich wieder gesund werden lassen, und zwar lediglich um seines Werkes willen, dem ich nun geläuterter noch weiter dienen soll. Und dies ist doch auch wieder ermunternd und ermutigend für den Gedemütigten.

„Doch, mein lieber Bruder, mein Weg ist auch ein Weg für meine Brüder. Wenn nämlich unsre jungen Brüder, die nach mir gekommen“ (inzwischen waren ihrer drei in Lamu eingetroffen), „und hoffentlich noch kommen werden, lernen wollen, so können sie vieles von mir auch aus meinen Fehlern lernen. Doch weißt Du, daß sowohl zum Lernen wie zum Lehren Herzensdemut gehört. Gott gebe sie ihnen!“

Eine Reise, die Br. Würtz Ende Oktober auf die Einladung von Herrn Denhardt nach Wange (im Norden der Manda-Bucht) machte, und der Aufenthalt dort brachten ihm bei voller Enthaltung von aller Arbeit durch des Herrn Gnade wesentliche Kräftigung. Nach Lamu zurückgekehrt, bekam er zwar wieder einige Fieberanfälle, doch erholte er sich schnell und nahm bald wieder seine Arbeit mit aller Kraft auf. Daß Lamu fernerhin als Küstenstation für unsere Mission festgehalten werden müsse, stand ihm fest. So machte er sich denn daran, mit Hilfe eines sprachkundigen Schela-Mannes die Calwer biblischen Geschichten in gutes Lamu-Suaheli zu übersetzen. Es gab zwar schon zwei Uebersetzungen der biblischen Geschichten in der Suahelisprache, aber beide schienen ihm für den Gebrauch der Lamu-Leute nicht geeignet zu sein. „Sodann habe ich,“ schreibt er am 15. Dez. 1888, „fast täglich Religionsgespräche mit den Suaheli. Ich sage mit Absicht „Religionsgespräche“. Unser gegenseitiges Verhältnis ist das der Duldsamkeit. Mehr habe ich noch nicht erreicht. Sobald ich jedoch die Offensive ergreife (zum Angriff übergehe), verändert sich die Szene, und der schlafende Feind zeigt seine Zähne. Die hiesigen Moslims (Mohammedaner) sind nicht gerade fanatisch; sobald man aber die unantastbare Autorität ihres Koran oder des Mtumi (Gesandten, d. h. Mohammeds) antastet, ist die bisherige Freundschaft zerbrochen.“

Große Freude war es unserm Bruder, von dem Schweden Hedenström, der durch Ngao gekommen, zu vernehmen, daß die Pokomo sich sehr nach seiner Rückkunft sehnten und auch

viel nach Br. Weber und dem kleinen Josua frügen. So beschloß er, möglichst bald einmal einen Besuch in Ngao zu machen. Recht freute er sich der Aussicht, demnächst junge Brüder begrüßen zu können. „Ich hoffe stark," schreibt er am 16. Dez. 1888, „daß dieselben etwas geistige Frische an mich abgeben werden; sonst werde ich noch durch die beständige Beschäftigung mit lauter trocknen Wortformen so unförmlich, daß ich kaum wiederzuerkennen bin.

„Du darfst dich nicht wundern, daß ich über die zum Teil so dunklen Führungen fast gar nichts bemerkt habe. Das kommt wohl daher, daß ich es etwas verlernt habe, alles begreifen zu wollen. Ich lege die Hand auf den Mund und schweige. Der liebe Gott ist viel größer als mein kleiner Verstand und auch viel besser und gütiger, als ich zu glauben vermag. Hoffentlich haben wir etwas gelernt! Die Lebensweisheit muß man kaufen, oft um einen teuren Preis; die gewonnene ist dann auch desto wertvoller für den Besitzer . . . Ich möchte wohl auch gerne am Weihnachtsabend ein Stündchen mit Euch plaudern; aber man muß nicht hinter sich sehen. . . Die l. Geschwister dürfen nicht denken, daß ich ihnen so wenig schreibe, sei ein Zeichen, daß ich sie vergessen habe und undankbar sei. Ich, ein angefangener Brief Christi, bin noch nicht fertig beschrieben, und ich habe so vielerlei Arbeit vor mir, daß ich kaum Zeit bekomme, das Nötige zu schreiben, besonders in dieser Zeit, wo ich allein bin. Der Herr nimmt selten Rücksicht auf unsere Lieblingswünsche. Ich hatte mir auch eine viel ruhigere Tätigkeit geträumt und gewünscht; aber der Herr wirft mich bald hierhin, bald dorthin und macht allerlei aus mir. „Nitatumika tu", d. h. zu Deutsch: „Ich werde nur gebraucht werden", und ich setze dazu: „Cheri mtu atakao kutimika", d. h.: „Glückselig der Mensch, welcher wünscht, gebraucht zu werden."

Br. Würtz hat den Besuch in Ngao im Januar (1889) ausgeführt. Er ist ihm recht gut bekommen. Seine Gesundheit kräftigte sich immer mehr. Als am 13. Febr. Br. Weber mit den jungen Brüdern Heyer, Böcking und Pieper in Lamu ankam, konnte Br. Weber schreiben: „Br. Würtz geht es sehr gut. Er ist in letzter Zeit auffallend dick geworden." Er

selbst aber schrieb am 16. Febr.: „Welche Gedanken und Gefühle mich jetzt oft bewegen, wenn ich vier Brüder um den Tisch sitzen sehe, kann ich nicht sagen. — Ein kostbares Kapital, mit dem man sehr vorsichtig umgehen muß. Doch am meisten freue ich mich, daß Br. Weber wieder hier ist.“

Die nächste Aufgabe unseres Bruders war nun die Einführung der neu angekommenen Brüder in die Sprache. Da war er so recht in seinem Element. Zwischenhinein machte er im März mit Br. Weber eine kleine Reise nach Ngao. Hier wurden sie von den Pokomo wieder sehr freundlich aufgenommen. Ihr Häuschen und was sie sonst noch dort hatten, fanden sie völlig unbeschädigt.

Am 24. Juni sollte endlich der allgemeine Aufbruch an den Tana erfolgen. Nur Br. Pieper sollte als Missionar für Lamu und Agent für die Brüder am Tana zurückbleiben. Br. Würtz war seit 8 Tagen wieder an der Roten Ruhr krank gewesen. Kurz vor der Abreise ging's soviel besser, daß er meinte, mitreisen zu dürfen, „freilich im Glauben.“ Am 30. Juni trafen die Brüder glücklich in Ngao ein. „Ich bin Gott dankbar,“ schreibt Br. Würtz am 24. Juli, „daß die so lange unterbrochene Arbeit wieder aufgenommen ist, und warte mit Sehnsucht darauf, daß auch endlich einmal Belehrungs- und Bekehrungsarbeit getan werde. Ich bemühe mich wieder, täglich etwas weiter in der Sprache zu kommen. Für einen Fremden ist es außerordentlich schwer, die reine Pokomosprache, so wie sie die Pokomo untereinander sprechen, aus dem Volksmund zu erhaschen, denn sie sprechen mit dem Fremden nur Suaheli oder ein Gemisch von beidem zusammengebraut.“

Daß die Pokomo die Missionare wieder mit Freuden aufnahmen und willkommen hießen, hatte seinen Grund auch darin, daß deren Anwesenheit sie von der alten Bedrückung der Suaheli befreit hat. Wie dieser Druck seit Jahrhunderten schwer auf ihnen gelegen hatte, davon legt der folgende Bericht von Br. Würtz beredtes Zeugnis ab. Unter den Pokomo wie unter den Suaheli hört man viel von einem Riesen Liongo erzählen, welcher ein Mann von außerordentlicher Stärke und unbezähmbarer Wildheit und ein Schrecken aller Leute weit und breit gewesen sein soll. Sogar



Das Dorf Ngao.

ein ausführliches Gedicht in altertümlichem Suaheli besitzen wir über ihn. (Siehe Bischof Edward Steere, Swahili Tales as told by Natives of Zanzibar, S. 439 ff. u. S. 455 ff.) Br. Würtz bemerkt nun über diesen Riesen: „Früher war ich geneigt, die Erzählungen der Pokomo von dem „Liongo Tumo“ für ein Märchen zu halten. Heute bin ich der Ueberzeugung, daß er eine geschichtliche Persönlichkeit ist ... Er lebte in Schagga bei Kipini. (Vergl. die Karte auf der letzten Seite.) Wir können jedenfalls als sicher annehmen, daß er ein islamitischer Tyrann war, der die Pokomo bekriegte, sie sich unterwarf und sie tatsächlich unter das Joch brachte. Aus seiner Zeit datiert der „Kua-Tribut,“ über den ich etwas mitteilen will. Alle unterworfenen Dörfer (auch des Pokomo-Landes) mußten jährlich kleine Kinder an die Mohammedaner ausliefern, und zwar kleinere Dörfer zwei und große Dörfer vier. Die Kinder wurden von den Soldaten der jeweiligen mohammedanischen Herrscher am Ende des Jahres abgeholt, an die Scheichs (mohammedanischen Großen) abgeliefert und zu Jüngern des Islam gemacht. Von den auf diese Weise gewonnenen Konvertiten (Bekehrten) mögen wohl die heutigen Waosi (Bewohner des Osi), unsere schlimmsten Feinde (besonders in Kau) abstammen. Wielange diese Kinderlieferungen bestanden, ist heute nicht mehr genau festzustellen; sie mögen aber immerhin einige Jahrhunderte unser armes Volk geplagt haben. Vor etwa hundert Jahren wurden „die letzten Köpfe abgeliefert“ (so drücken sich nämlich die Pokomo darüber aus, „kuyavya vidswa“). Es leben heute noch zwei Frauen in Kau im Alter von etwa 20—25 Jahren, deren Großvater einer der letzten ausgelieferten Köpfe war. Von jener Zeit an mußten die Pokomo Reis statt der Kinder liefern, und zwar pro Kopf 30 Lasten = 30 Dollar (100 Mark). Diese Reislieferungen bestanden bis zu meiner Ankunft am Tana (Frühjahr 1887); und die Pokomo verdanken's unserer Mission, daß sie endlich von dieser Plage erlöst worden sind. Als ich im Jahre 1887 nach Ngao kam, hatte ich einen Brief vom Sultan Achmed von Witu an den damaligen Gouverneur des Pokomolandes, Bana Omari Ndefu; dieser brachte die letzten Lieferungen nach Witu. Ich schlief in dem-

selben Hause, in welchem der schon gesammelte Reis aufgespeichert war. Im folgenden Jahre kamen wieder zwei Abgesandte des Sultans, „Schaibu Schali“ und „Bana Kombo Mwenyesa“, um den üblichen Tribut einzufordern. Die Pokomo hatten selbst nichts, denn sie hatten des Somali-Ueberfalls wegen nichts säen können; da wandten sie sich in ihrer Not an uns. Ich ging daraufhin nach Witu und bat den alten Sultan, doch den Tribut zu erlassen und seine Untertanen nicht mehr wie Sklaven zu behandeln. Merkwürdigerweise leugnete er, die beiden Großen gesandt zu haben, wahrscheinlich, weil er fürchtete, bei der deutschen Regierung verklagt zu werden.“

Von der Zeit an haben die Suaheli nicht mehr gewagt, ihren Tribut zu fordern, und die Pokomo atmeten erleichtert auf.

Die erste Sorge der Brüder nach ihrer Rückkehr an den Tana galt nun der Frage des neuen Hausbaues. Die Pokomo wohnten wieder auf dem linken flachen Flußufer, wo die Ueberschwemmungen des Tana zweimal im Jahre alles unter Wasser setzten. Hier wieder zu bauen, konnten die Brüder sich nicht entschließen. Und doch wollten die Pokomo ihre Lehrer nicht wegziehen lassen. Sie baten dringend, bei ihnen zu bleiben, und erklärten sich aus freien Stücken bereit, ihnen „einen Berg zu bauen,“ d. h. ein Stück Land von 2—3‘, soviel sie nur wollten, aufzuhöhen. Da konnten es die Brüder nicht übers Herz bringen, an einen andern Platz zu ziehen. Und wirklich, während die Brüder die Vorbereitungen zum Bau trafen, holten die Pokomo in ihren kleinen Mauen eine große Menge Erde und Sand vom andern Flußufer und brachten sie auf den ins Auge gefaßten Bauplatz. Solche Anhänglichkeit und Bereitwilligkeit der Leute zu sehen, war für die Brüder natürlich eine große Freude.

Am 28. August 1889 finden wir unsern Bruder wieder in Lamu, um Br. Pieper beim Einkauf und Verladen der Korallensteine (fürs Fundament) und des Bauholzes behülflich zu sein. In den folgenden Wochen ließ er ein leichtes Boot für den Tana bauen, das aber leider bei der starken Strömung des Flusses von den Pokomo nur mit großer Mühe flußaufwärts gebracht werden konnte und darum schließlich unbenutzt liegen blieb.

Unter dem 26. August schreibt er: „In der Pokomo-Sprache komme ich immer mehr vorwärts; habe noch viel Material gesammelt .... In Ngao habe ich in dieser Zeit manche stille Freude gehabt. Wenn ich heute durch das Dorf gehe und die kleinen braunen, halbnackten Kinder kommen mir freudig entgegengetrampelt und grüßen: noro, bana mualimu! (guten Tag, Herr Lehrer!) indem sie mir ihre Händchen reichen, oder wenn mich auf dieser Reise ein 16jähriger Jüngling, nachdem er von seinen Eltern Erlaubnis bekommen, nach Lamu begleitet, um dort 2—3 Monate bei mir zu bleiben, so ist das schon Frucht, die der Arbeiter genießen darf. Ein kleines niedliches Mädchen von 18 Monaten, das kaum einige Worte stammeln kann, sagt immer, wenn es mich sieht: huju, huju! (dieser, dieser!) Ein anderer Knabe, der zum Andenken an uns Musungu (der Weiße) heißt, besucht uns schon ganz allein in unserm Hause, um mit uns zu spielen. Wer die Jugend gewinnt, der hat die Zukunft. Ich hätte so gern mit der Schule begonnen und die biblische Geschichte ins Pokomo übersetzt, aber bei diesem Hin-und-her-geworfen-werden kann ich nichts Zusammenhängendes tun. Man bleibt immer in den Anfängen stecken. Das tut mir leid, muß mich aber darunter beugen. Der Herr helfe gnädiglich weiter!"

Am 22. Okt. 1889 hören wir aus Lamu, daß unser Bruder wieder 12 Tage sehr krank war, und zwar an der Roten Ruhr, bereits zum neunten Male, seit er in Ostafrika war. „Heute bin ich, Gott sei Dank, wieder soweit hergestellt, daß ich einen Spaziergang machen kann ... Ich werde nun wohl oder übel in Zukunft recht langsam arbeiten müssen und möglichst wenig reisen. Ich bin sehr geschwächt, und wie soll ich mich wieder kräftigen? ...

„Ich blicke auf Jesum, und da wird mir wohl, denn die Mission ist *seine* Sache, und wir armen Missionare sind von ihm geliebt. Ich werde immer mehr davon überzeugt, daß alles darauf ankommt, daß ich *ihn* habe und in *ihm* erfunden werde, es sei fröhlich arbeitend, leidend oder sterbend. Mein Bruder, bete für mich, daß ich körperlich doch auch wieder stärker werde!"

Am 2. Dez. kann unser Bruder schreiben: „Seit vier Tagen geht's wirklich besser . . . Man war hier allgemein der Ansicht, daß ich nicht wieder gesund würde. Doch du weißt, daß Gottes Knechte ihre eigne Entwicklung haben. Viel wurde auch von Rückkehr nach Deutschland gesprochen, doch glaube ich, daß ich solches noch nicht nötig habe. Freilich, wenn ich sehe und fühle nach dem, was vor Augen ist, dann entfällt auch mir der Mut. Der empirische (erfahrungsgemäße) Glaube aber sagt: „Er, der in sechs Trübsalen dich errettete, wird dich in der siebenten nicht umkommen lassen." Was mir besonders gefehlt, war eine gute Pflege, doch es sei weit von mir entfernt, dies als Klage auszusprechen. „Geduld, Geduld, Geduld!" müssen wir einander zurufen, Geduld in der Arbeit, Geduld im Leiden, im Opfern an Gaben, im Beten, im Ringen mit den Mächten des finstern Heidentums, dann müssen dieselben endlich fallen und weichen."

Am 7. Jan. 1890 schrieb unser Bruder wieder aus Ngao. Am 12. Dez. war er dorthin gereist. Auf der Reise hatte er aber einen leichteren Rückfall seines alten Leidens bekommen, und er vermochte in der nächsten Zeit am Bau nicht zu helfen. Er konnte nur sprachliche Arbeiten treiben. „Gerne würde ich schon jetzt etwas an der Verkündigung des Evangeliums tun, doch soll und muß unser Haus erst unter Dach sein."

Am 28. März konnte Br. Würtz schreiben, daß sie tags zuvor in das neue Haus eingezogen seien, das freilich nur erst im Rohbau fertig war. Aber sein Unterleib machte ihm immer wieder Beschwerde. Am 14. Mai schrieb er: „Mit mir geht es nicht sonderlich, ich bin vielleicht etwas kräftiger geworden, aber ich bin noch krank. Acht, auch wohl 14 Tage geht es gewöhnlich so leidlich mit mir, dann aber treten wieder Blutungen mit Schleim- und Eiterstühlen ein, welche mir die kaum gewonnene Kraft wieder rauben. Schwere, d. h. Handarbeit kann ich kaum verrichten . . . Nun, Gott sei Dank, ich verdiene noch immer das Brot, das mir Gott zukommen läßt, doch wird mir's oft schwer, daß ich nicht mehr kann, wie ich so gerne wollte." Er hatte inzwischen eine Fibel und ein kleines Lesebüchlein in der Pokomosprache zusammengestellt,

die er Mai 1890 zur Drucklegung in die Heimat sandte. Recht bald sollte nun auch mit der Schule ein Anfang gemacht werden. Da kam wieder ein Querstrich, wie deren die Anfangsgeschichte unsrer Pokomo-Mission so viele aufzuweisen hat. Erst wurde Br. Weber krank, dann aber stieg das Wasser des Flusses so außergewöhnlich hoch, daß selbst der „Berg", welchen die Pokomo als Bauplatz für das Missionshaus aufgeschüttet hatten, nicht hoch genug war. Vom 4.—7. Juli mußten die Brüder schon immer dämmen, sogar nachts aufstehen und im Wasser arbeiten. Am 8. Juli entschlossen sie sich, ihre Sachen ans andere Ufer zu bringen, und am 12. Juli fiel der größte Teil des Neubaues zusammen. Wie unsern Brüdern dabei zu Mute war, können wir wohl einigermaßen ermessen. Br. Weber schrieb da: „Unsere sämtlichen Wohnungen sind durch das Wasser zerstört worden; nach dreijähriger Arbeit hier sitzen wir wieder obdachlos. O wie schwer es mir diesmal war, kann ich nicht sagen; kaum hatte ich die Arbeit in der drückenden Sonnenhitze beendigt, da ist in wenigen Stunden alles zerstört; ich konnte mich schwer entschließen, noch einmal mit Bauen zu beginnen, und doch bin ich schon wieder daran." Sobald wie möglich bauten sie ½ Stunde oberhalb Ngao in Malika dipa ein Nothäuschen und suchten sich dort so gut es ging einzurichten, bis die Flut vorüber wäre und sie weitere Beschlüsse fassen könnten. Am 24. Juli schreibt Br. Würtz: „Es ist geschehen; Gott, dessen Hand auch die Elemente dienstbar sein müssen, hat solches trotz unseres Betens zugelassen. Wir wollen weder kritische Untersuchungen anstellen, noch einander verklagen, sondern mit Ruhe und Besonnenheit miteinander beraten, was nun geschehen soll. Mittlerweile hat sich ja auch der politische Himmel etwas geklärt, sodaß wir auch deswegen mit mehr Sicherheit Beschlüsse für die Zukunft fassen können."

Am 17. Juni 1890 war nämlich der englisch-deutsche Vertrag veröffentlicht worden, durch welchen das deutsche Wituland, dessen westliche Grenze der Tana war, an England ausgeliefert wurde. So war jetzt auch das linke wie vorher schon das rechte Tanaufer englisch geworden, und die Pokomo brauchten nicht mehr um der deutschen Herrschaft

willen auf dem linken Flußufer wohnen zu bleiben. Sie konnten nun ruhig auf das viel höhere, von der Tanaflut unerreichte rechte Ufer ziehen; und unsern Brüdern war daselbst ebenfalls ein Bauplatz geboten, wie sie ihn von Anfang an begehrt hatten.

Ehe aber noch die Vorbereitungen zu einem Neubau dort energisch in die Hand genommen werden konnten, kam ein neuer Schlag. Der Witu-Sultan und seine Leute waren über die Auslieferung ihres Landes an England, wie begreiflich, sehr erregt. Durch das unvorsichtige Auftreten einiger deutschen Ansiedler kam es zu blutigen Händeln, und eine Anzahl Deutscher wurde niedergemacht. Am 15. Sept. geschah die Untat, am 17. oder 18. hatten unsere Brüder in Malika dipa schon die Nachricht. Bald schien es sicher, daß auch für sie bei der allgemeinen Gährung und der öffentlichen Unsicherheit des Bleibens im Lande nicht mehr sein konnte. Sie gingen zunächst nach Golbanti, wo auch eine Anweisung des englischen Regierungsbeamten, sofort an die Küste zu kommen, sie erreichte. Von da gelangten sie unter des Herrn wunderbarem Schutz am 29. Sept. wohlbehalten nach Lamu. Seinen Bericht vom 30. Sept. über die aufregenden Ereignisse schließt Br. Würtz mit den Worten: „Ich bemerke noch, daß es mir seit etwa 14 Tagen recht gut geht. Der Herr wußte ja, was zu überwinden war. Er ist doch treu und immer gut . . . Dem Herrn dürfen wir alle, auch Ihr, gewiß danken für das, was er an uns getan hat. Vergessen wollen wir's auch nicht! Die Pokomo hielten treu zu uns. Vergessen wir ihrer nicht!“

Für unsere Brüder begann nun wieder eine schwere Wartezeit. Zu fünfen saßen sie ohne eigentliche Arbeit in Lamu. Auf dem Festland war alles voll Krieg und Kriegsgeschrei und an eine Rückkehr zu friedlicher Missionsarbeit in absehbarer Zeit nicht zu denken. Viel bewegte jetzt die Brüder die Frage, ob nicht Br. Würtz zu mündlicher Beratung über das, was nun zu geschehen habe, und zu einer körperlich-seelischen Ausspannung in die Heimat gehen solle. „Ich gehe schon, auch gerne,“ schrieb er am 12. Okt. 1890, „aber ich fürchte mich auch, fürchte mich vor den Aufgaben und

etwaigen Folgen meiner Reise. Es liegt allerdings so vieles vor, das auch meiner Ansicht nach eine persönliche Beratung zu fordern scheint. Ich frage mich aber, ob ich gerade im stande sein werde, den rechten Ueberbringer und Vertreter der macherlei schwierigen Fragen abzugeben." Schreiber dieses hatte inzwischen selbst seinen Weg zu einer Reise nach Ostafrika und Java gebahnt gesehen. So blieb Br. Würtz in Lamu, um an seinem Teil dort mit seinem Rat und seiner Erfahrung zu dienen.

6. Vom Witukrieg bis zum Reifen der Erstlingsfrüchte in Ngao.

Am 14. Dez. 1890 kam ich mit dem deutschen Reichspostdampfer „Reichstag" in Lamu an. Hier fand ich infolge des Witukrieges alle fünf Brüder (Weber, Würtz, Heyer, Böcking, Pieper) mit den Frauen der beiden letztgenannten beisammen. Die Nachrichten vom Festland wie die Besprechungen mit dem Vertreter der englischen Regierung in Lamu und dem Generaldirektor der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft, der gerade in jenen Tagen aus Mombas herüberkam, gaben wenig Hoffnung auf eine baldige Rückkehr an den Tana. So wurde beschlossen, daß ich möglichst bald mit Br. Würtz nach dem deutschen Süden reisen möchte, um zu sehen, ob der Herr vielleicht dort unsern Brüdern ein anderes Arbeitsfeld bereitet habe. Am 22. Dez. fuhren wir mit dem englischen Postdampfer Sansibar zu, wo wir nach mehrtägigem Aufenthalt bei Mombas am 27. Dez. ankamen und im deutschen Hospital brüderliche Gemeinschaft und treffliche äußere Versorgung fanden. Vom 1.—7. Jan. 1891 machten wir einen Abstecher nach Dar-es-Salaam, wo uns Geschw. Greiner Gastfreundschaft gewährten, und vom 17.—25. Jan. nach Tanga, wo wir bei Geschw. Krämer Herberge fanden. Die übrige Zeit (bis zum 31. Januar) mußten wir notgedrungen in Sansibar zubringen, da der unregelmäßige, zum Teil ganz stockende Schiffsverkehr in jenen Wochen uns z. B. einen Besuch in dem so viel genannten Bagamoyo mit seiner be-

rühmten katholischen Mission nicht mehr möglich werden ließ. Unsere Erkundigungen in Sansibar wie auf dem Festland und die Besprechungen mit Missionsleuten und Beamten, vor allem auch dem damaligen deutschen Reichskommissar von Wißmann wiesen uns in keiner Weise darauf, daß unsere Brüder nach Gottes Willen in Deutsch-Ostafrika in die Arbeit treten sollten. Dasselbe ergab sich uns auch in Bezug auf die Wassegedju in der Nähe von Tanga, deren Dorf Mwuni wir besuchten. Obwohl unzweifelhaft ein vor hundert Jahren vom Tana hierher gewanderter Stamm des Pokomo-Volkes, haben sie doch in Sprache, Religion und Volkssitte so wenig Unterscheidendes gegenüber den umwohnenden Völkerschaften behalten, daß es sicher nicht berechtigt wäre, neben der so nahe gelegenen Station Tanga unserseits eine eigne Mission für sie zu unterhalten. So war es uns doppelt willkommene Kunde, als mir der englische Generalkonsul am 27. Januar, — gerade am Geburtstage unsers deutschen Kaisers, der auch in Sansibar recht festlich begangen wurde, — mitteilte, daß er eben von Lamu zurückgekehrt sei und mit den Witulenten Frieden gemacht habe. Seiner Ueberzeugung nach werde nun dem Wiederaufnehmen der Arbeit am Tana nichts mehr im Wege stehen. Ja, er sei der Zuversicht, daß wir schon bald, vielleicht schon nach 14 Tagen, ruhig nach Ngao zurückkehren dürften. Da war es uns völlig klar, daß wir jetzt von dem Beginn einer Arbeit in Deutsch-Ostafrika durchaus abzusehen hätten. Und wir reisten frohen Herzens nach Lamu zurück, wo wir am 3. Febr. ankamen, von den Unserigen natürlich mit großer Spannung erwartet. Die vom englichen Generalkonsul eröffneten Aussichten auf eine baldige Rückkehr an den Tana fanden zwar erst recht ungläubige Aufnahme. Doch gestalteten sich die Verhältnisse wirklich so, daß wir — Br. Weber, Heyer, Böcking und ich mit einigen Schwarzen — es wagten, am 20. Febr. die Reise nach Ngao anzutreten. Ein begeisterter Empfang wurde uns dort von seiten der Pokomo zuteil. Kaum hatte man uns in unsern Booten bemerkt, als das ganze Dorf in Bewegung geriet. Männer, Weiber, Kinder standen dichtgedrängt am Wasser und ließen ihre Freude in der unsprünglichsten Weise



Pokomo-Alte von Ngao.

kund werden. „Bana (d. h. „Herr") Weber, Bana Heyer, Bana Bickini" (soll heißen: Böcking) riefen sie durcheinander, indem sie bald ein "janagäa" (Gruß der Galla), bald ein „jambo" (Gruß der Suaheli) hinzufügten; einzelne auch riefen „Bana Pieper", indem sie mich augenscheinlich mit Br. Pieper verwechselten. Allerlei Zurufe folgten nun, in denen die Freude ihres Herzens Ausdruck suchte. Unsere Boote fuhren unterdes am gegenüberliegenden waldigen Flußufer hinauf, da wir die Absicht hatten, recht bald unser Nachtquatier zu erreichen, weil bis zum Einbruch der Dunkelheit nur noch etwa ½ Stunde war. Je weiter wir hinaufkamen, um so mehr dieser braunen Gestalten sammelten sich an, indem auch die aus den nicht unmittelbar am Fluß liegenden Hütten herbeikamen. Die Frauen klatschen, wie das ihre Sitte ist, in einem fort mit den Händen — oder eigentlich mit den Armen, die mit dickerem Messingdraht in vielfachen Windungen umwickelt sind, wodurch beim Zusammenschlagen der Lärm noch wesentlich vermehrt wird. Nicht lange, so war auch der Chor gefunden, in welchem die Freude ihrer gesanglustigen Herzen sich Luft machen konnte, und wie aus einem Munde tönte es am ganzen Flußufer hin bis spät in die Nacht unter dem Händeklatschen der Frauen: Oh, Wasungu wetu wamefika, Wasungu wetu wamefika („o unsere Europäer sind zurückgekommen, unsere Europäer sind zurückgekommen")!

Am Nachmittage (des nächsten Tages) beschlossen Br. Weber, Heyer, und ich mit Bure, einem unsrer treusten älteren Pokomo, einem kräftigen, muskulösen Mann von etwa vierzig Jahren, der durch seine ruhige bescheidene Art auch mein Herz bald gewonnen hatte, einen Ausflug nach Malika dipa zu machen. Wir setzten zunächst aufs andere Tana-Ufer über und machten einen kleinen Rundgang durch das Dorf Ngao, bei dem es wieder ein vielseitiges Begrüßen, Willkommenheißen und Fragen nach allerlei chabari („Nachrichten", nämlich über das Ergehen der in Lamu Zurückgebliebenen, des kleinen Josua Weber u. s. w.) gab. Bald kam von hier, bald von dort einer heran, die Hände zu schütteln und seine Freude über die Wiederkehr ihrer Wasungu (Europäer) auszudrücken. Auch

verschiedene der Frauen ließen es sich nicht nehmen, ihr janagäa („sei mir gegrüßt") zu bringen.

Zunächst lenkten wir unsere Schritte einem Platze rechts im Hintergrunde des Dorfes zu, wo, wie uns der Lärm von dorther allzu deutlich verriet, eine größere Zahl der Ngao-Leute ihre mateso machten, d. h. ihre lämenden Festtänze und Spiele, die dem heidnischen Pokomo als der Höhepunkt aller irdischen Freude gelten. Man hatte uns gesagt, daß diese mateso den



Pokomo-Frau im Schmuck.

Verstorbenen gälten, — doch nicht etwa allen in dem Jahre Gestorbenen, sondern nur bestimmten Toten, die zu irgend einer besonderen Zeit, bei besonderen Gelegenheiten ihr Ende gefunden. Zwei Tage sollte dieses Totenfest, wie es hieß, dauern, worüber wir uns gar nicht freuten; denn bei dem schönen Mondschein war zu befürchten, das auch ein Teil der Nacht zur Verlängerung der Festfreude hinzugenommen werden würde; und wir hatten bei dem Freudengetön zu Ehren unserer Ankunft am Abend vorher allzu deutlich gemerkt, wie hell jeder Lärm

in der Stille der Nacht zu unserer luftigen Behausung (am andern Ufer) hinüberschallte. Der Tanz selbst, den wir jetzt sahen, erinnerte in mancher Hinsicht an den Schwertertanz der irregulären Truppe des Sultans von Sansibar, den wir bei unserm Besuch in Sansibar am Freitag vorher gesehen hatten. Auch hier tanzten Männer mit Männern. Die Frauen standen zur Seite, singend und mit den Händen klatschend. Die Männer hatten sich zwei und zwei angefaßt und tanzten bald paarweise hintereinander, indem sie sich erst drei Schritte vorwärts und dann zwei rückwärts bewegten, bald lösten sie sich in zwei Kolonnen auf, von denen die eine wie wild gegen die andere lostanzte, um sich dann wieder mit ihr zu verbinden und das frühere Spiel fortzusetzen; bald rasten sie in weitem Bogen hintereinander her, plötzlich drehte sich ein Teil um und wandte sich gegen den andern mit einer Wucht, als ob's zum scharfen Streit kommen sollte; aber ehe man sich's versah, war alles wieder e i n Zug. Das alles ging unter dem Singen und Klatschen der umstehenden Frauen in, wie es schien, immer schnellerem Tempo vor sich, bis die Tanzenden über und über mit Schweiß bedeckt waren und eine kurze Ruhepause eintreten ließen. Dabei sind alle, Männer und Knaben, und zum Teil auch die Frauen, soweit nicht das sparsame Stück Tuch sie bedeckt, über und über mit Oel oder weicher Butter bestrichen, womit, soweit der Vorrat reicht, Ngäu, eine rotfarbige indische Erde, gemischt ist. Auch diejenigen, welche sich nicht aktiv an den mateso beteiligten, fanden wir zum großen Teil fettglänzend und mit rotgefärbter Haut. (Die Hautfarbe der Pokomo ist von Natur dunkelkaffeebraun.) Solche Feste sind eben Volksfeste im vollsten Sinne des Wortes, und wer sich nicht voll an ihnen beteiligen kann, tut es sicher, soviel er kann.

Das schlimmste dabei ist, daß, wenn nur irgend das Erforderliche zu haben ist, sich solchen Festtänzen eine furchtbare Fresserei und Sauferei anschließt, wozu sich auch noch allerei andere Sünden gesellen, so daß schon um deswillen die Mission genötigt sein wird, den Kampf auch mit diesen mateso aufzunehmen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird das kein leichter Kampf werden. In diesem Jahre hatte die

große Ueberschwemmung des vorigen Sommers und der Witu-krieg mit seinen Folgen dafür gesorgt, daß den Leuten von Ngao der Brotkorb recht hoch hing und die Eßvorräte zum Fest bescheidener waren. Aber es wird doch nicht ganz gefehlt haben. Ein Pokomo kann eben wochenlang fasten, um nur an solch einem mateso-Tag den hergebrachten Festschmaus nicht entbehren zu müssen. Als Getränk, freilich nur für die Aeltesten des Orts und die von ihnen Hinzugezogenen, dient das sog. Honigbier. Um dasselbe herzustellen, nimmt man die Brut der wilden Bienen und zerpreßt sie, irre ich nicht, mit etwas Honig. Aus diesem Brei wird in kurzer Zeit eine Masse von furchtbarer Gährkraft, die, mit Honig und Wasser versetzt, ein überaus berauschendes Getränk abgibt. An jenem Nachmittage begegneten uns verschiedene Pokomo mit Gefäßen, die in den Wald gingen, das zum Honigbier Erforderliche zu sammeln.

Unser Bure sah mit uns still den mateso zu, ohne irgend Neigung zum Teilnehmen oder Vorliebe für das Ganze zu bekunden. Wie unsere Brüder mir sagten, ist er dafür auch schon zu weit in der Erkenntnis gefördert. Daß er nicht im Ort, sondern weiter unterhalb im Wald wohnt, wird ihm die Enthaltung wohl noch leichter machen. Nachdem wir eine Weile zugeschaut, wandten wir uns dem Fußpfad zu, der nach Malika dipa führt. Derselbe war auf Geheiß des englischen Regierungsbeamten von den Pokomo recht schön erbreitert worden, und wir freuten uns, so frei wandeln zu können. Die beiden Brüder und ich hatten jeder ein Gewehr umhängen, Bure trug seinen Speer, ohne den ein Pokomo selten zu sehen ist. Unser Weg folgte bald dem Flußufer und bot dann durch das zur Seite wachsende Schilfgras hindurch einen hübschen Blick auf das ruhig dahinfließende Wasser, das oft von allerlei größeren und kleineren Vögeln belebt war, und auf den frischen grünen Wald am gegenüberliegenden Ufer. Bald wandte er sich vom Fluß ab und ging dann entweder durch das mehr als mannshohe Gras oder durch größere oder kleinere Mais- und Bananen-Anpflanzungen der Pokomo. Beinahe eine halbe Stunde mochten wir wohl so marschiert sein, als mit einem Male der breite

Weg aufhörte und wir uns, nach rechts abbiegend, auf einem schmalen Pfad sahen, der uns dem Walde zuführte. Das hohe, breite, schilfartige Gras hatte jetzt dem kürzeren, dünneren Platz gemacht, und nicht lange, so begannen auch die vereinzelten Sträucher und kleineren Bäume, Dumpalmen, Dornsträucher u. a., wie sie jene Art des weiten Steppenwaldes in Ostafrika kennzeichnen, zum Unterschied von den dichten undurchdringlichen Waldungen mit ihren himmelanstrebenden Bäumen, die man sonderlich in der Nähe der Flußufer findet. Jetzt zeigte sich uns auch schon in einiger Entfernung ein Haufen Ziegelsteine, der von dem Hausbau unserer Brüder in Malika dipa übrig geblieben war, und davor — halb wehmütig, halb komisch anzusehen — der Ziegeltisch, bereits zur Seite geneigt. Noch einige hundert Schritte, und wir sahen auch das Häuschen vor uns, welches unsern Brüdern vor ihrer Flucht beim Ausbruch des Witukrieges (Sept. 1890) das letzte Obdach geboten hatte. Die Seitenwände standen noch, einfache Fachwerkwände, mit Lehmsteinen ausgemauert: nur die oberen Balken schienen etwas angekohlt; das Dach war natürlich völlig abgebrannt. (Räuberische Galla hatten nach der Flucht unserer Brüder hier ihr Zerstörungswerk getrieben.) Die Fenster hatten ihre Eisenstangen noch, ein wertvolles Ueberbleibsel. Ebenso war die zweiflügelige Haustür, die Br. Weber augenscheinlich mit viel Sorgfalt hergestellt, mit dem schweren guten Schloß, noch völlig unversehrt; nicht einmal der Anstrich hatte gelitten. Irre ich nicht, so hat der treue Bure die Tür und die Bettstelle von Br. Würtz (letztere fanden wir noch in einer benachbarten kleinen Galla-Niederlassung) gleich nach dem Abzug unserer Missionare in Sicherheit gebracht. Der hölzerne Tisch unserer Geschwister stand vor dem Hause. Wies das Tischblatt auch infolge der Einwirkung der Sonnenstrahlen statt der Fugen eine fingerbreite Spalte auf, so waren wir doch dankbar, ein so unentbehrliches Stück Möbel noch vorzufinden. Ein kleiner runder, eiserner Klapptisch, zum Nachlaß der Petersschen Expedition gehörig, war auch noch vorhanden. Hier und da lag ein Spaten oder eine Schaufel ohne Stiel, auch einige Hacken und Abseifbürsten fanden sich vor. Dagegen war von dem

übrigen Hausgerät und dem Porzellan der Geschwister nichts mehr zu finden; nur einige Kisten, in denen sie es zurückgelassen, standen herum. Der Küchenherd von Geschwister Böcking lag vor der Hütte, recht übel aussehend, ohne Türen, Feuerrost und Füße und stark gerostet. Hinter der Hütte stand der schwere Schraubstock von Br. Würtz an seinem Platz, doch ohne Schraube und Büchse, desgleichen die große Bohrmaschine, an der nur der Untersatz fehlte. Der Ambos lag in der Nähe am Boden; er war den Plündernden augenscheinlich zu schwer geworden. In der Hütte fanden wir die erst kurz vor dem Witukrieg hinausgesandte einfache Steindruckpresse, mit deren Hilfe sich die Brüder ihr erstes Material für die Schule selbst herstellen sollten; sie war vom Feuer arg mitgenommen und schwerlich wieder instand zu setzen. Recht wehmütig standen wir innerhalb der nackten Wände unserer Hütte. Ueberall lag noch die Asche umher, dazwischen hier und da einzelne Brocken, die an den zerstörten Hausrat erinnerten. Wie hatten die Brüder sich gefreut, als sie nach der Ueberschwemmung und dem Zusammenbruch ihres Hauses in Ngao wieder solch ein freundliches, wenn auch bescheidenes Heim ihr eigen nennen konnten! Aber wie bald war auch diese Freude in Rauch aufgegangen! Und doch, wieviel blieb in dem allen zu danken! Waren doch die Brüder selbst durch des Herrn Hand so wunderbar behütet geblieben, während ihr treuer Diener Hassan dort unten am Rande des jetzt ausgetrockneten Teiches sein Leben unter den Speeren der Galla hatte aushauchen müssen.

Während nun die Br. Heyer und Weber mit Bure und zwei inzwischen herzugekommenen Gallas sich im Schatten eines größeren Strauches zu einer kleinen Unterredung niederließen, durchstreifte ich die Umgebung des Häuschens noch ein wenig. Ein Ameisenhügel unmittelbar hinter der Hütte, an Umfang nicht sehr groß, aber an Höhe die Mauern der Hütte weit überragend, bot einen willkommenen Aussichtspunkt. Links in der Ferne sah man den Sumiti-See (das Gegenstück des Schagababu auf der andern Flußseite) schimmern; etwas näher am Waldessaum weidete eine gewiß den Galla gehörige Schafherde. Rechts über der Hütte weg zeigte sich

etwa 100 Schritte entfernt der ausgetrocknete Teich mit dem Grabmal Hassans an seinem Uferrand. Gruppen von Gebüsch und Bäumen hin und her mit dem verschiedensten Grün durchbrachen den Ausblick über die weite Ebene im Süden und Westen in recht anmutiger Weise, während nach den beiden andern Himmelsgegenden die Aussicht durch den dichter werdenden Wald enger begrenzt war. Einzelne Büsche einer wunderhübschen Blume, die ich sonst noch nirgend gesehen, und die hier ziemlich zahlreich vertreten war (in etwa an unsere farbenprächtigsten Petunien erinnernd), zogen meine Blicke besonders an, dies um so mehr, als sonst die Blumenwelt in jenen Ebenen nicht sonderlich reich vertreten war. Recht wehmütig war es mir, beim Durchstreifen der weiteren Umgebung des zerstörten Häuschens auch das Bild des seligen Pastor Doll zu finden, welches die Brüder Weber und Würtz als dessen treue Pfleger nach seinem Heimgang erhalten hatten. Es war seines Rahmens beraubt und der Sonne und dem Regen recht ausgesetzt gewesen, aber doch noch recht gut zu erkennen. Augenscheinlich war den Galla bei ihrer Plünderung und Einäscherung der Hütte dies Bild aufgefallen, und sie hatten es mit hinausgenommen, so daß es nicht mit verbrannt wurde. Die Pokomo haben, wie die Brüder erzählten, früher oft vor der großen schönen Photographie gestanden und fragend zu ihr aufgeschaut; je und je erkundigte sich auch wohl einer, ob unsere Brüder denn nicht mit dem Mann da sprächen. Einzelne baten auch wohl, das Bild einmal herunterzunehmen, damit sie den Mann von hinten sehen könnten. . . .

Bei unserer Rückkehr durch das Dorf Ngao kam wieder eine ganze Anzahl Männer, Frauen und Kinder heran, uns zu begrüßen und ihre Freude über unsre Ankunft zu bezeugen. Auch ein Kranker rief, als er die Leute draußen mit uns reden hörte, uns aus einer der Hütten sein „janagäa“ zu.

Wir gingen heran und schauten in die Hütte hinein. Da lag der Aermste ganz abgemagert auf dem Gerüst von Stäben, welches den erhöhten Boden der Hütte bildet, auf einem Lager von ein paar Lumpen. Sauer wurde es ihm, sich aufzurichten; aber sein ganzes Gesicht leuchtete vor Freude,

als er die „Europäer" willkommen heißen konnte. Es war ein hoffnungsvoller junger Mann, den unsre Brüder gut kannten, und der jetzt an einer zehrenden Krankheit schwer darniederlag.

Am Abend des 28. kehrte ich durch des Herrn Gnade



Eine Pokomo-Familie.

wohlbehalten mit Br. Böcking nach Lamu zurück, um am 3. März den afrikanischen Boden zu verlassen und über Aden nach Batavia (Java) weiterzufahren. Was ich in Ngao gesehen, gab mir einen unauslöschlichen Eindruck davon, daß

die $3^1/_2$ Jahre heißer, leidensreicher Arbeit unsrer Brüder am Tana nicht vergeblich gewesen waren, und daß ihnen dort ein Arbeitsfeld geschenkt sei, so hoffnungsvoll, wie nur eins in Deutsch-Ostafrika sein mag.

Br. Würtz war nicht mit an den Tana gegangen. Obwohl er während unserer Reise nach dem Süden im ganzen recht wohl und verhältnismäßig kräftig gewesen war, hatte sich doch hier und da, so besonders bei der Rückfahrt im Hafen von Mombas, wieder eine leichte Erinnerung an sein altes Uebel, die Rote Ruhr, gezeigt, die zur Vorsicht mahnte. Er selbst stellte sich zwar willig zur Verfügung, wie das überhaupt seine Art war, selbst wenn er sich zum Zusammenbrechen elend fühlte. Aber die Brüder waren einstimmig der Meinung, daß seine Kraft, vor allem seine Kenntnis der Sprache zu wertvoll sei, als daß man sie unter den vorliegenden Verhältnissen bei der Reise zum Tana aufs Spiel setzen dürfe. Ich hatte während der zwei Monate des täglichen Beisammenseins mit ihm gleichfalls Gelegenheit genug gehabt, mich zu überzeugen, wie sehr unser Bruder nicht nur den Lamu-Dialekt des Suaheli beherrschte, sondern auch mit dem Bau der Sprache vertraut war und dabei die Dialekt-Unterschiede und das Verhältnis des Suaheli zum Arabischen in einer Weise überschaute, wie ich es nicht von ferne erwartete. Seine Unterredung mit den Wassegedju bei Tanga zeigte mir aber erst eine Gabe und Art, auch im Sprechen mit den ungebildeten Afrikanern diesen ein Afrikaner zu werden, die nicht nur mich, sondern auch unsere Begleiter Pastor Worms und den Br. Krämer von der deutsch-ostafrikanischen Mission geradezu in Erstaunen setzte. So konnte ich selbstverständlich dem Vorschlag der Brüder, Br. Würtz möge während unserer Tana-Reise in Lamu bleiben, nur zustimmen. Ich bat ihn, sich in der Zeit an die Bearbeitung eines vergleichenden Wörterbuchs des Pokomo und der Sansibar-, Lamu-, Pata- bezw. Tikuu-Dialekte des Suaheli zu machen, die er auch in Angriff nahm. (Ein solches Wörterbuch ist für neu eintretende Arbeiter in jenem Gebiet eine überaus wertvolle Hülfe.)

Am 27. März schrieb Br. Würtz aus Lamu: „Mit

meiner Arbeit geht es langsam weiter. Etwa 3/4 meines Vokabulariums (einer Wörtersammlung im Sansibar-Dialekt, nach der er arbeiten sollte, etwa 5000 Wörter zählend) habe ich übersetzt, auch sind etwa 2500 Pokomo-Wörter eingetragen. Daneben schreibe ich auch an einem Katechismus, und zwar zunächst deutsch, — eine schwierige Arbeit, darfst meiner gedenken."

Br. Böcking war, nachdem er mich Ende Februar von Ngao nach Lamu zurückgebracht hatte, am 11. März mit einer Dhauladung Lebensmittel und Baumaterial durch die Tana-Mündung nach Ngao gefahren. Dann hatten sich die Brüder, die zunächst noch in Grashütten wohnen mußten, gemäß unserer Verabredung auf dem hohen rechten Flußufer an den Bau eines provisorischen Fachwerkhauses gemacht. Mitte April reiste Br. Böcking mit Rücksicht auf die Verhältnisse seiner Frau, die dann am 18. August Mutter eines Töchterleins wurde, nach Lamu zurück. Das eine Häuschen stand im Rohbau fertig. Die zurückbleibenden Brüder Weber und Heyer wollten nach Vollendung des Verputzens gerne mit ihren afrikanischen Arbeitern recht bald ein zweites Häuschen zu bauen anfangen, damit gleich für zwei Familien Raum würde, und weiter auch mehrere Oekonomiegebäude. Ihnen dabei zu helfen, reiste Br. Würtz, der sich in der letzten Zeit verhältnismäßig wohl befunden, am 17. Juli nach Ngao. (Vgl. die Abbildung auf der folgenden Seite.)

Am 1. Aug. schrieb er von da: „Seit dem 22. Juli bin ich wieder am Tana. War lange Zeit in Lamu. Es ist mir dort wunderlich ergangen, nicht so, wie wir dachten und wünschten. Habe bei weitem nicht das gearbeitet, was ich arbeiten wollte und sollte,*) habe aber das getan, was der Herr wollte, das ich tun sollte, habe gedient, und ich weiß, damit bist Du zufrieden, wenn Du auch zunächst gar nichts darüber erfährst. — Dann teile ich Dir in aller Bescheidenheit mit, daß ich in Lamu noch einmal einen geistlichen Frühling erlebt habe. Hierüber ließe sich manches sagen. Da aber unser Leben ein „verborgenes" ist und man über

*) Die Reinschrift des Wörterbuchs konnte unser Bruder sogar erst im Mai 1893 zugleich mit der Fibel zum Druck nach Deutschland senden.



Das Missionsgehöft in Ngao.
(Die vierten Missionsgebäulichkeiten dort nach Vernichtung der vorhergehenden durch feindliche Ueberfälle oder Wasserfluten.)

verborgene Dinge nicht viel sagen kann noch sagen darf, so schweige auch ich. Freue Dich mit mir und hoffe mit mir, daß die Knospen auch einmal Blüten und Früchte treiben mögen. Es ist so selig, mit dem Herrn ein Geist sein und dem Lamme nachfolgen, wohin es gehet. Und nicht Arbeit, sondern Vollkommenheit ist unseres Lebens Ziel."

In einem Privatbrief vom 24. Mai hatte er schon in ähnlicher Weise geschrieben: „Mit meinem Innenleben geht es wieder besser; habe Buße getan, muß die erste Treue und den ersten Glauben wieder erringen, und der Herr läßt es mir gelingen. Er gab uns ja den Geist der Kraft, der Liebe und der Selbstzucht. Darum sage keiner, er sei schwach!"

Anfang Dez. 1891 reisten Br. Weber und Heyer nach Lamu, da sie ihre Bräute aus Europa erwarteten, die aber durch allerlei Umstände erst Ende April 1892 nach Ostafrika abreisen und im Juni dort ankommen konnten, weshalb die beiden Brüder, nachdem sie sich in Lamu etwas erholt und zugleich allerlei Baumaterial für Ngao fertig gemacht, in der zweiten Hälfte des Februar noch für einige Wochen nach Ngao zurückkehrten. Br. Würtz, der vom 4.—17. Dez. allein in Ngao gewesen, „wachend, wartend, hoffend," war an dem letztgenannten Tage durch die Ankunft von Br. Böcking mit seiner Frau und der kleinen Lina freudig überrascht worden. „Das war ein herzliches ungetrübtes Wiedersehen," schrieb er am 27. Dez. „Dem treuen Gott sei herzlich Dank, der sie freundlich und sicher hierhergeführt! Nun begann für mich ein neues Leben. Bald spürte ich mit besonderer Freude das stille, aber wohltuende Walten einer Hausmutter in Küche und Haus. Dazu ist die kleine Lina ein rechter Sonnenschein für unser Haus. Ist sie doch auch so dankbar für die von einem alten Onkel ihr entgegengebrachte Liebe. Gott erhalte sie zur Freude ihrer l. Eltern! Muß mich manchmal besinnen, ob ich am Tana oder in einem freundlichen Bürgerhaus der Heimat wohne . . . Ich könnte Dir ja nun manches, auch wohl Erfreuliches erzählen. Doch fehlt es mir heute an der hierzu nötigen Ruhe. Das nächste Mal etwas mehr, auch dann wohl die Mitteilung über einen bescheidenen Anfang. Hab' noch ein wenig Geduld; ich hab's ja auch. Noch

immer haben wir kein Lokal, wo sich die Leute versammeln können. Doch das soll nun an die Reihe kommen . . . Ein arbeitsreiches Jahr liegt hinter uns. Ohne unterbrochen zu werden durch körperliches Unwohlsein durfte ich Tag für Tag mit meinen Händen arbeiten, oft mit großer Anstrengung, so daß manchmal eine Stimme von unten sagte: Eines Tages wirst du doch wieder zusammenbrechen. Aber der Herr, der meines Lebens Kraft ist, hat sich als ein treuer Durchhelfer bewährt. O daß wir Männer würden in Christo, so wie es unsere Bestimmung ist, erzogen durch den Geist der Kraft, der Liebe und der Selbstzucht, welcher uns gegeben ist! Laßt uns auch im neuen Jahre unserm Wahlspruch: „Fest wie Stahl, rein wie Silber, treu wie Gold!" treu bleiben und näher kommen, das wünsche ich mir und Dir!"

Am 22. Jan. 1892 schreibt unser Bruder: „Ich versprach Dir in meinem letzten Briefe, mit dieser Post die Nachricht geben zu können, daß wir endlich zu einem bescheidenen Anfang gekommen seien. Gott sei Dank, ist es mit dem neuen Jahre dazu gekommen. Wir halten Morgenandacht, Sonntagsschule und Leseunterricht. Letzteren erteilt Br. Böcking. Ich will zunächst noch nicht mehr darüber sagen. Ein andermal mehr" . . .

Ueber diese Erstlingsarbeit sei noch das Folgende aus einem Briefe Br. Böckings eingeschaltet: „Bei der anfänglichen Zahl der Schüler ist es so ziemlich geblieben, zwischen 6 und 12. Das hat verschiedene Ursachen. Einmal sind die Jungen Tag und Nacht sehr viel auf ihren Schambas (Pflanzungen), um den Reis zu bewachen. Zum andern sind wir auch zu wenig imstande, sie regelmäßig herbeizubringen, solange die Leute drüben (auf der andern Seite des Flusses) wohnen. Dazu war bis jetzt (infolge der Tana-Ueberschwemmung) soviel Wasser im Dorf, daß man kaum zu den Häusern kommen konnte. Jetzt sinkt das Wasser. Dieser Tage aber ziehen die Leute auf Befehl der Engländer herüber. . .

„Den Lese-Unterricht gaben wir anfangs nachmittags von 2—3 Uhr. Aber das unregelmäßige Kommen der Jungen nötigte uns, denselben auf den Abend zu verlegen. . .

Eine nicht geringe Schwierigkeit haben wir Lehrer und Schüler zunächst gemeinsam zu überwinden: wir müssen nämlich der Moskiten wegen Rauch machen, daß uns allen die Augen tränen. Dann sitzt die ganze Gruppe auf dem Boden herum und heftet ihre Augen auf die Lesetafel. Wer seine Sache nicht gut macht, muß es sich gefallen lassen, ausgelacht zu werden; ich bin bis heute noch nicht imstande, das abzuschaffen, so sehr ich mich anstrenge.

„Unser Lehrmaterial ist noch sehr primitiv (d. h. einfach). Außer zwei Bogen Buchstaben und Silben (die Br. Würtz und Schreiber dieses seinerzeit aus Sansibar mitgebracht) hatten wir noch zwei Fibeln. Dann malten wir Buchstaben, die wir auf entsprechend große Blechstückchen klebten und auf einem dafür zugerichteten Brett zu Silben und Wörtern zusammensetzten. So ist uns ja für die erste Zeit geholfen.

„Nach dem Lesen lernen die Jungen jedesmal einen Liedervers auswendig. Br. Würtz hat uns nämlich in den Stand gesetzt, eine schöne Anzahl Lieder im Suaheli zu besitzen. Unter anderm ist das Lied „Gott ist die Liebe“ sehr schön geworden. Diese lernen sie recht gerne, wenn sie der Buchstaben müde sind. Etliche unter ihnen lernen überhaupt mit rechtem Eifer. . . Einer der fleißigsten, der sich wenigstens am meisten Mühe gibt, ist Samahni (der Hausjunge von Br. Würtz, ein freigekaufter Sklavenjunge), er ist schon in der Fibel am Sätzelesen.

„Die Pokomo-Jungen sind sehr eifersüchtig. So kam jetzt einer unserer Jungen und sagte, daß er sich vorgenommen, bei seinen Kameraden im Lesen vorne zu sein, und jetzt sei er ihnen zum Gelächter geworden (durch verkehrte Antworten); wenn er seine Arbeit getan habe, dann möge ich ihn doch besonders unterrichten. Das hörte Samahni, der dann wenigstens auch teil daran haben wollte. Seitdem lese ich mit den beiden nachmittags eine Stunde extra in der Fibel.

„In den täglichen Morgen-Andachten wie in der Sonntagsschule müssen wir immer wieder wahrnehmen, wie man doch so wenig bei den Pokomo voraussetzen darf. Kürzlich sprach Br. Würtz in der Sonntagsschule mit ihnen über den verlorenen Sohn; da kam auch die Rede auf den Vater, und

Br. Würtz fragte, ob sie den auch kännten, liebten und möchten. Die Jungen antworteten, daß sie den weder kännten, noch liebten, noch möchten. . . (Natürlich wußten sie nicht, was sie sagten.) Aber wie bewegt einen doch solche Unwissenheit! Sonst zeigen sie manches Interesse. Den



Missionar Böcking und die ersten Pokomo-Schüler.

Pharao konnten sie nicht verstehen, daß er immer nicht Buße tat. Den Joseph gewannen sie lieb, daß er durch seine Gottesfurcht so groß wurde. . . Doch wir freuen uns, es ist ein Anfang." —

In dem oben erwähnten Briefe vom 22. Jan. 1892 schrieb Br. Würtz noch: „Uns allen geht es recht gut, und

das sowohl körperlich wie geistig. Viele Freude macht auch mir das kleine herzige Mädchen. Könntest Du heute einmal einen zweistündigen Besuch in Ngao machen! Ich wünschte Dir es sehr." Doch wie bald sollte das stille Familienglück, für welches unser Bruder stets soviel Sinn und dankbares Empfinden hatte, getrübt werden! Anfang März erkrankte Schw. Böcking schwer am Fieber. Anfang April mußte sie auf dringenden Wunsch des Arztes an die Küste gebracht werden, wobei Br. Würtz und Weber mitreisten, um Br. Böcking in der Pflege und der Versorgung der kleinen Lina zur Seite zu stehen. (Br. Heyer blieb allein in Ngao zurück.) 11 Tage lag die Schwerkranke noch in Schela bei Lamu (im Hause der Methodisten-Mission), — dann ging sie zur ewigen Ruhe ein, am 21. April.

Br. Würtz schrieb am 24. April aus Lamu: „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft, — damit will ich anfangen, obwohl es der Seele schwer werden will, stille zu sein, wenn ich zurück- und vorwärtsblicke... Ein herber und bittrer Schmerz durchzieht wohl unser aller Herzen, wenn wir an den bittern Verlust denken... Ich selbst bin Patient; in Schagga (an der Festlandsküste bei Kipini), wo wir auf unserer Herreise notgedrungen kurzen Aufenthalt nahmen, wurde auch ich krank, und zwar ziemlich heftig und bedenklich an der Cholerine, welche aber nur einen Tag anhielt. Darauf verblieb mir ein starker und sehr schwächender Durchfall, der bis vorgestern anhielt. Es geht nun etwas besser, seit etwa zwei Tagen. Doch ich habe keine Kraft mehr in den Gliedern, muß mich noch so weiterschleppen. Ich werde zunächst bis zur nächsten Post hier bleiben und ruhen. Dieselbe wird ja auch für mich eine Entscheidung bringen. Kommen nämlich beide Schwestern (die Bräute von Br. Weber und Heyer) zusammen, dann muß ich wohl oder übel nach der Post nach Ngao. Es ist dann Hochwasser und große Regenzeit, und ich muß zu Fuß reisen. Der Herr weiß das alles. Will's Gott, komme ich auch diesmal wieder zurecht. Doch wie lange wird mein Magen es aushalten, immer wieder mit diesen starken Giften alteriert zu werden? Ich hatte dazu auch einige kleinere Fieberanfälle."

Wirklich machte sich Br. Würtz, sobald die Nachricht von

der bevorstehenden Abreise der Bräute in Lamu ankam, auf den Weg nach Ngao, die Brüder Weber und Heyer abzulösen, damit diese rechtzeitig mit den Schwestern in Sansibar zur Trauung ankommen könnten. „Die Reise war beschwerlich genug," schreibt Br. Würtz am 9. Juni 1892 aus Ngao, „da ich meist (auf einer afrikanischen Bettstelle) getragen werden mußte. Auf der Wasserfahrt war ich manchmal recht übel daran. Das ganze Land stand unter Wasser, und ich hatte keine Stiefel. So mußte ich die paar Tage manchmal gewaltsam Stopfmittel anwenden. Das hat mir allerdings nicht gut getan ... Seit einigen Tagen geht's besser. Ich will hoffen, daß die Besserung eine dauernde ist...

„Seitdem ich mich wieder besser fühle, habe ich die angefangene Arbeit wieder aufgenommen." (Die Brüder Weber und Heyer waren inzwischen zur Küste gereist und hatten unsern Bruder ganz allein lassen müssen.) „Neben den tagtäglichen Haushaltungsgeschäften habe ich folgende Arbeiten: Morgens von 7—11 Uebersetzung des Markus mit Abadullah (seinem Sprachgehülfen) zusammen. Nachmittags 3 Uhr zeigt ein Flintenschuß den Anfang der Schule an, die in meinem Zimmer gehalten wird, und zu der 7 Schüler (Knaben zwischen 12—16 Jahren) ziemlich regelmäßig kommen. Einige von ihnen buchstabieren schon recht nett. Seit drei Tagen haben sie angefangen, das Schreiben zu lernen. Leider, leider stehen mir so gar wenig Lehrhülfsmittel zur Verfügung, was natürlich mir und den Knaben die Arbeit und den Fortgang derselben sehr erschwert. Außer Lesen und Schreiben treiben wir noch Singen und etwas Rechnen. Ueber den biblischen Unterricht ein andermal. Zu Anfang bete ich, zum Schluß beten wir im Chor das Vaterunser in der Pokomosprache. Am Abend habe ich zwei erwachsene Schüler, die gewöhnlich bis 9 Uhr bei mir bleiben, und dann bin ich gewöhnlich herzlich müde."

Am 23. Juli kam Br. Böcking in Ngao an, worüber sich Br. Würtz in seiner Einsamkeit sehr freute. In der nächsten Zeit hatten beide noch öfter Fieber, Br. Würtz auch wieder einen tüchtigen Anfall seines Darmleidens. Doch konnte die Arbeit fortgesetzt werden. Die Gottesdienste am

Sonntag-Nachmittag fanden zunächst in Br. Heyers Zimmer statt; etwa 15 Zuhörer kamen zu denselben. Die Knaben in der Schule machten den Brüdern im ganzen Freude.

In einem Briefe vom 1. September schreibt Würtz: „Br. Böcking und ich haben trotz Krankheit und Schwachheit die angefangene Arbeit in der Stille fortführen dürfen. Die Schularbeit hat ja Br. Böcking wieder übernommen. Ich gebe nur noch an drei Tagen in der Woche biblische Geschichte, und zwar nicht mehr in der Suaheli-, sondern in der Pokomo-Sprache. Die Knaben lernen bei jeder Geschichte einen passenden Bibelspruch auswendig. Am Sonntagnachmittag halte ich eine Bibelstunde, und zwar in der Suaheli-Sprache. Dieselbe findet wegen Mangel eines Lokals in Br. Heyers Zimmer statt. Zuhörer haben wir bis jetzt nur wenige; mehr als 15 sind bis jetzt noch nicht gekommen. Einmal ist der Raum sehr klein, und zum andern stecken die Leute in dieser Zeit sehr in der Arbeit, und mit der Sonntagsheiligung sieht's noch sehr schlecht aus. Doch werden in Ngao keine Feste mehr an den Sonntagen gefeiert. Sobald wir ein Lokal haben — und ich hoffe, daß wir es bald bekommen — gedenke ich die Sonntags-Bibelstunden ebenfalls in der Pokomosprache zu halten.“ (Dieselbe wird von allen Ngao-Leuten verstanden, die Suaheli-Sprache nur zum Teil.) „Unsere Knaben lesen leidlich gut. Einige schreiben schon recht hübsche Wörter, doch sind unsere Lehrmittel so gar unpraktisch. . . Wie schön wäre es, wenn jetzt unsere Schüler das Markus-Evangelium in ihrer Muttersprache lesen könnten, nicht nur für sich, sondern auch, um es andern vorzulesen.“

Am 20. September schreibt er: „Ich soll predigen, und das will und tue ich auch. Aber was soll ich predigen? Ich sage den Leuten: „Gott ist euer Schöpfer, und Jesus euer und unser Retter und König; und beide haben euch lieb und haben Rechte an euch.“ Aber das genügt doch nicht. Die Leute lassen sich solche Predigt gefallen, werden aber nicht gebessert. Ich soll und muß die Versöhnung predigen, sagst du mir, und ich sage mir das selbst. Aber nun kommen die Schwierigkeiten. Wie habe ich mich z. B. angestrengt, etwas Licht über den Opferkultus der Pokomo zu gewinnen! Endlich gab ich

es auf und dachte, die Sache sei aus dem Islam (Mohammedanismus) herübergekommen, weil ich in ihrer eigenen Sprache kein Wort für Opfer finden konnte. Nun, in diesen Tagen hatte ich in der Schule Isaaks Opferung zu erzählen. Da fand ich endlich zwei Bezeichnungen für verschiedene Opfer. So fange ich denn an, zu glauben, daß die Opfer ursprüngliches Eigentum der Pokomo sind. Der Suaheli, der Galla und selbst der Mboni haben auch ein Opfer, um Sünde abzuwischen. Der Pokomo aber sagt: Wir kennen das auch; aber die Sache gilt bei uns nichts, ist nicht Brauch bei uns.

„Es wird dich gewiß interessieren, wenn ich Dir mitteile, wie ich mir helfen muß. Für Lösegeld hat der Pokomo ein Wort. Obwohl ja nun das Blut Jesu auch Lösegeld ist, so ist es aber doch auch Sühne, und Gott will Sühne haben, denn ohne Sühne gibt's keine Versöhnung. Die Pokomo streiten ja nun viel untereinander, und es kommt auch vor, daß sie sich wieder versöhnen oder von einem Unbeteiligten versöhnt werden; aber dabei wird keine Sühne verlangt. Es gibt nur einen Fall, in dem ein Sühnopfer zur Versöhnung nötig ist, und das ist folgender: Wenn der Verlobte sich mit seinem zukünftigen Schwiegervater entzweit hat, dann kann solcher Zwist nur durch ein Sühnopfer, bestehend in einem Kürbiskrug voll Honigwein, wieder geschlichtet werden. Bei Darbringung des Opfers schöpft der Spender eine Handvoll Honigwein, nimmt denselben in den Mund und bespritzt den Schwiegervater damit, wobei letzterer versichert, daß nun alles vergeben und vergessen sei. Hernach trinkt der Alte den Wein zusammen mit seinen Freunden; der Opfernde darf nicht mittrinken. Dies Opfer heißt mvako, und ich muß wohl oder übel das Wort heiligen und für die Bezeichnung „Sühnopfer" aufnehmen. Ich mag mich noch so sehr dagegen sträuben, ich bin in gänzlicher Ermangelung eines andern Wortes dazu gezwungen. Nun denkt Euch meine Gefühle, wenn ich dem Pokomo sagen muß: Gott kann dir nicht mir nichts dir nichts vergeben; er muß ein mvako haben. Nun, ich kann doch nächstens den Pokomo etwas über die köstliche Versöhnung und über das köstliche Sühnmittel sagen. Du siehst jedoch aus diesem wenigen, in was für Verlegenheiten der arme

Missionar draußen kommt, und wie er sich helfen und behelfen muß. Dazu bin ich kein Sprachforscher von Fach, obwohl ich die Sprache erforschen muß. Denn was hilft alles Beten, wenn ich keine Waffen habe, und unsere Waffen sind das Wort. Ach, und wie wenig Ruhe hat man zu solcher Arbeit, und wie oft wird man unterbrochen! Willst du aber mit Gewalt von deinem Sprachgehilfen etwas erreichen durch Katechisieren und Inquirieren, dann kommt erst recht Verwirrung."

Am 28. Oktober 1892 schrieb Br. Würtz, der kurz zuvor zur Erholung an die Küste gekommen war: „Wenn man bedenkt, wie ängstlich und mißtrauisch die Pokomo gegen alles Fremde und Fremdartige und besonders gegen die Fremden selbst sind, dagegen sagen kann, daß die Ngao-Leute jetzt beinahe alle kleinen und großen Angelegenheiten der Stadt mit ihren Missionaren beraten, und daß sie deren Rat gerne suchen und auch befolgen, und daß die Missionare, um dies Verhältnis herzustellen, keinerlei Zwang noch Druck ausgeübt haben, sondern daß es einfach aus Erfahrung und Ueberzeugung herausgeboren ist, ich sage, wenn man das als Frucht einer fünfjährigen Tätigkeit ansehen darf, so bin ich wenigstens dankbar dafür.

„Wenn man weiterhin heute berichten darf, daß die Waganga, „Zauberer" (ein Orden, zu dem die einflußreichsten Männer der Stadt gehören), im Mai dieses Jahres beschlossen haben, das Austreiben böser Geister nicht mehr zu betreiben, weil es eine große Sünde der ganzen Stadt gegen Isa Masija (Jesus Christus) sei, der allein böse Geister austreiben könne, und daß sie solches Versprechen auch bis heute gehalten haben; und wenn man dabei bedenkt, wie fest das Volk gerade von dieser Kette der Finsternis gebunden ist, dann darf man wohl dankbar sein, daß endlich nach fünf Jahren dieses Bollwerk des Satans gefallen ist.

„Wenn mir vor einigen Wochen ein Pokomo erzählt, daß sie jetzt in ihren Gebetszusammenkünften anstatt zu den koma (Geistern verstorbener Berühmtheiten, die im Schattenreich verweilen) zu Isa Masija beten, und daß sie diesen

Wechsel ohne unser Wissen vollzogen haben, dann kommen mir bei solcher Nachricht die Tränen in die Augen, und ich frage mich: Was mag doch wohl der Isa Masija bei solchen Anrufungen seines Namens gedacht haben? Gewiß hat er sich gefreut, daß wieder eine neue Zunge, ein neuer Volksstamm beginnt, ihn anzurufen und anzuerkennen.

„Ich komme nun auf unsere kleine Schule zu sprechen. Ja, mein l. Bruder, der Schulinspektor wird noch viel zu tadeln finden und die Prüfung unserer Schüler ziemlich unbefriedigt verlassen. Ich freilich habe oft mit stiller Bewegung unter unsern Jungen gesessen und dabei an andere Zeiten gedacht, in denen es geradezu unmöglich schien, jemals eine Pokomo-Schule zu bekommen. Als ich vor 4½ Jahren nach langen Beratungen mit den Alten endlich deren Erlaubnis erlangt, ihre Knaben zu unterrichten, und mit Mühe eine kleine Rede einstudiert hatte" (Br. Würtz war damals ihrer Sprache ja noch weniger mächtig), „mir auch ein Gebet aufgeschrieben, das ich bei Eröffnung der Schule halten wollte, und ich dann mit einer großen Mau (Boot aus einem ausgehöhlten Baumstaum) zur festgesetzten Stunde ins Dorf fuhr, um die neuen Schüler, deren sich viele gemeldet hatten, abzuholen, da erhielt ich mit Mühe nur drei Knaben; und als wir das sehr primitive (einfache) Schulhaus erreicht hatten, erklärten auch diese drei, sie könnten nicht in die Schule gehen, denn sie alle fürchteten den Zorn der Wagangana (Zauberer); mein l. Bruder, da habe ich über meine zerstörte Hoffnung geweint. Wenn ich nun heute die in der Statistik angeführten 7 Schüler vor mir habe und anerkennen muß, daß sie sich mit Geduld und Eifer bemüht haben, Lesen und Schreiben zu lernen, wenn sogar einzelne meine Erwartung übertroffen haben, wenn ich höre, wie sie das Glaubensbekenntnis, die zehn Gebote und das Vaterunser in ihrer Muttersprache aufsagen, und weiß, daß auch einige unter ihnen das Gebet des Herrn für sich allein beten, — soll ich dann nicht dankbar sein für das, was der Herr als Frucht der fünfjährigen Arbeit gegeben hat?"

Am 28. Januar 1893 schrieb er aus Ngao, daß es unter dem Pokomovölkchen zu gähren anfange; „das Wort Gottes wirkt



Das erste Schul- und Predigthaus in Ngao.

in den Herzen und Dörfern; wir hoffen, daß es zu Scheidungen und Entscheidungen kommen möge.“ Körperlich hatte ihm der Herr wieder geholfen. „Wenn ich auch nicht stark bin, so bin ich doch wieder arbeitsfähig, und das genügt mir.“

Im Febr. kam Br. Weber mit seiner Frau in Ngao an. Im April traf auch Br. Kraft dort ein. Am 24. Mai konnte Br. Würtz endlich das schon öfter erwähnte Wörterbuch, die Uebersetzung des Markus und die Fibel nach Deutschland senden. Zugleich berichtete er von einer bedeutsamen Unterredung mit seinen Schülern.

„Am Pfingstmontag sprach ich über die Taufe mit Feuer und dem heiligen Geist. Das war für mich sowohl wie für die Zuhörer ein schwieriges Thema. Nach der Versammlung hatte ich noch eine Unterredung mit mehreren jungen Leuten auf der Hobelbank. Ich fragte sie zunächst über den Unterschied zwischen einer Ziege und einem Pokomo. Mancherlei wurde geantwortet, doch das, was ich wenigstens von einigen erwarten konnte, kam nicht heraus. Ich sagte ihnen endlich, der Hauptunterschied zwischen einer Ziege und einem Menschen sei folgender: Das Tier wurde auf Gottes Befehl geschaffen, aber den Menschen bildete und formte er mit seinen Fingern; und was noch mehr ist, als er ihn gebildet hatte, blies er ihm lebendigen Odem in seine Nase, und dieser Hauch kam aus dem Innern des Schöpfers. Dann fragte ich sie, warum sie doch eigentlich zögerten, Gott zu gehorchen? Da fing einer an — es war Abadullah — folgende Rede zu halten. Er sagte: „Vor langer Zeit kam der Galla zu uns und sagte; Ich will euch retten. Unsere Alten glaubten das und freuten sich, aber zuletzt brachten sie, die Galla, uns um. Da kam der Suaheli und sagte: Ich will euch retten; wir glaubten und sagten, das ist gut. Aber zuletzt machte er uns zu Sklaven und stahl unsere Söhne und Töchter. Darnach kamen der Araber und sagte und handelte ebenso. Am Ende von allen kam der Europäer. Der sagte auch: Ich bin gekommen, euch zu retten. Wir sagten ihm: Es ist gut; aber unter uns sagten wir: Wir werden ja sehen.“ Hier brach er ab. Ich fragte nun meinen Nachbar, einen unserer Schüler: „Wenn ich also vor einigen Jahren zu dir sagte: ich will dich den

guten Weg lehren und dir helfen, daß du gerettet wirst, nicht wahr, dann sagtest du in deinem Herzen genau dasselbe, was Abadullah soeben gesagt hat?“ Er bejahte es. Dann fiel Abadullah ein und sagte: „Aber wir sahen doch zunächst nur dein Gesicht und konnten nicht wissen, ob das gut oder böse war. Aber heute ist es anders geworden.“ Ich fragte: Wie ist es denn heute? Nach einigem Zögern antwortete er: Heute fangen wir an dir zu vertrauen.“ Dann war alles still. Ich selbst war durch dies Bekenntnis bewegt. Nach einer Weile sagte ich zu Abadullah: „Seit wann vertraue ich dir dann?“ Er antwortete sofort: „Seit langer Zeit.“ — „Gut,“ sagte ich, „du, der du ein Kafiri (Heide) bist, gestehst, daß ich, der ich doch ein Europäer bin, dir seit langer Zeit Vertrauen geschenkt habe; ihr aber fangt heute nach sechs Jahren erst an, mir Vertrauen zu schenken! Weißt du auch, was du nun getan hast? Du hast mich schlechter gemacht, als ein Pokomo ist.“ Das brachte ihn nun freilich in Verlegenheit; er hatte nicht erwartet, daß ich solchen Schluß aus unserer Unterredung ziehen würde. Ich fuhr fort, indem ich auf Br. Kraft zeigte, der in meiner Nähe stand: „Wenn nun bana (Herr) Kraft, der gestern zu uns gekommen, mich fragt: Was sind doch diese Pokomo eigentlich für Leute? und ich antwortete ihm: Es sind sehr mißtrauische Menschen; es hat sechs Jahre bedurft, bis ich ihr Vertrauen gewonnen habe, — woher soll er dann Mut nehmen, um bei euch aushalten zu können?“ Das war der Schluß unserer Unterredung. . .

„Seit einigen Wochen gebe ich Br. Kraft Unterricht in der Pokomo-Sprache, und zwar nur in ihr. Ich halte es für besser, zuerst das Pokomo, und wenn das gründlich erfaßt und es noch nötig erscheint, darnach das Suaheli zu lernen. Es ist ein Unsinn, wenn einige Forscher das Pokomo einen Dialekt des Suaheli genannt haben. . .“

Am 26. Juni schreibt er: „Br. Kraft wollte bald nach seiner Ankunft regelmäßigen Unterricht in der Pokomo-Sprache haben. So mußte ich wohl oder übel Lehrmaterial zusammenstellen. Ich begann also, das seit Jahren Aufgezeichnete zusammenzusuchen, fand auch noch einiges Neue dazu und schrieb eine Grammatik, und zwar zunächst für Br. Kraft. Ich

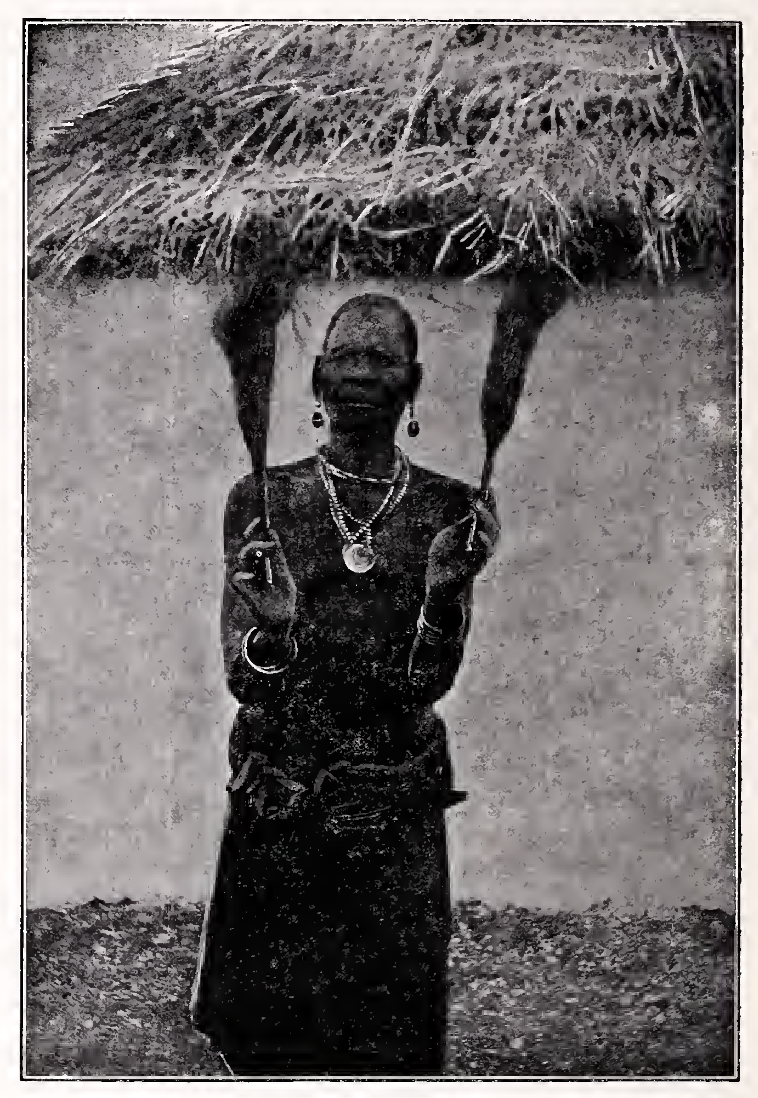
selbst staune heute über den Formenreichtum der Pokomo-Sprache. Wenn ich nur sehe, daß ich in meinem Zeitwort-Paradigma nicht weniger als 65 Formen (Zeitformen, Tempora in den verschiedenen Modi und Modifikationen) aufweise, so werdet Ihr verstehen, wenn ich mich erkühne, diesmal von einer Grammatik zu reden." Am 16. Juli kann er hinzufügen: „Mit meiner Grammatik bin ich fertig. Ich habe sie neben meinen übrigen Arbeiten geschrieben, denke also nicht, daß ich der eigentlichen Missionsarbeit allzuviel Zeit entzogen hätte."

Am 30. Aug. 1893 schrieb Br. Würtz den denkwürdigen Bericht, welchen die November-Nummer des „Missions- und Heidenboten" desselben Jahres unter der Ueberschrift „Neuer Sieg des Lichts in Ngao" brachte.

Es heißt dort: „Die Wabuu (Pokomo des Bezirks Ngao, d. i. der zweite Stamm des Pokomo-Volkes, von der Mündung des Tana an gerechnet, haben ihre jahrhundertelang bestehenden geheimen Verbindungen als Ganga, Fufuriye und Ngadsi aufgelöst und das Wort Gottes angenommen: das ist die gute Botschaft, die wir diesmal mitteilen können. Wir, die wir diese Bollwerke der Finsternis kennen gelernt, freuen uns von Herzen über den Sieg des Lichts über die Finsternis. Ihr sollt Euch mit uns freuen und dem Herrn danken, der durch seinen Geist und sein Wort verschlossene und verriegelte Herzen geöffnet und erleuchtet hat. Damit Ihr das jedoch aus Ueberzeugung recht vermögt, müssen wir Euch etwas näher mit unsern Feinden, die nun gefallen sind, bekannt machen.

„Wir haben's zunächst mitd er Ganga zu tun. Ganga ist Substantiv und von dem Verb kuganga abzuleiten. Die allgemeine Bedeutung von kuganga ist: „etwas, das in Unordnung gekommen, wiederherzustellen," daher „heilen, gesund machen." Ganga ist die Wissenschaft, Kranke gesund zu machen oder wiederherzustellen, und ein Mugangana ist ein Mann, der diese Wissenschaft besitzt und ausübt. Obwohl die Ganga derjenige unter den drei namhaft gemachten Orden ist, der wohl die wenigsten Mitglieder zählt, so ist er doch der stärkste und gefährlichste, da er die Religion der Pokomo (Dä-

monendienst) repräsentiert und ausübt. Die Pokomo haben keine Götzenbilder, denn sie wissen von einem Gott, den sie



Ein Zauberer (Mugangana).

Muungu, „den Ewigen", nennen, doch kümmern sie sich kaum um denselben, fürchten ihn auch nicht. Es sind die Dämonen, die sie fürchten, und denen sie dienen. Alles Gute kommt

von Muungu; doch dankt ihm niemand dafür, denn er ist ja der Gute, der nur Gutes tun kann. Aber alles Böse, als Hungersnot, Krieg, Krankheit und Tod kommt von den Dämonen und dem Obersten derselben, dem Musuka, und gegen diese suchen sie sich zu schützen.

„Die Waganga (Zauberer) selbst werden in vier Klassen eingeteilt. In die erste Klasse gehören die Wakuufundi, das sind die Großmeister, die Lehrer; in die zweite Klasse gehören die Waanafundi, das sind die Meistersöhne; in die dritte Klasse gehören die Waana Gensa, das sind angehenden Hilfsdoktoren; zur vierten Klasse gehören die Waana Pebko, das sind die Geistersöhne, die noch keinerlei Ordensfunktionen ausüben dürfen. Die drei ersten Klassen dürfen das Abzeichen des Ordens, den Zauberschwanz, tragen und schwingen, welches die Geistersöhne noch nicht dürfen. Die Großmeister kennen die verschiedenen Medikamente und ihre Wirkungen. Bei feierlichen Handlungen lesen und beten sie nach ihrer Weise, und zwar so, daß ein Aeltester vorliest und vorbetet und die andern das Vorgelesene und Vorgebetene im Chor nachsprechen. Beides, Lesen und Beten, geschieht in der Sprache der Suaheli, die auch die Ganga (Zauberei) selbst ins Pokomoland eingeführt haben. Die Wakuufundi (Großmeister) können weiter jemand bezaubern und einen Zauber lösen, jemand verfluchen und einen Fluch außer Wirksamkeit setzen; böse Geister austreiben und solche einführen; ansteckenden Krankheiten wehren und solche einführen; die Frauen fruchtbar und unfruchtbar machen. Mit einem Wort: sie können töten und am Leben erhalten. Welche Macht diese Wagangana (Zauberer) besessen und ausgeübt haben, und wie sie von den Nicht-Wagangana gefürchtet wurden, läßt sich kaum beschreiben. Vor etwa 6½ Jahren habe ich während einer ganzen Nacht ihre Weise, einen bösen Geist auszutreiben, beobachtet und war davon so erregt, daß ich diesen Anblick nie vergessen konnte. Doch die Ganga (Zauberei) ist gestorben, wie sie sich selbst auszudrücken pflegen. Gott gebe uns Weisheit und Kraft, darüber zu wachen, daß sie nicht wieder auferstehe, und daß wir das arme Volk mit dem einzigen Mugangana, dem großen „Wiederhersteller", Jesus Christus, recht bekannt zu machen vermögen!

„Wir kommen nun zur Fufuriye. Man kann die Fufuriye als die Vorschule der Ngadsi betrachten, denn alle Teilhaber der Fufuriye sind wiederum Kandidaten der Ngadsi. Sie hat drei Klassen. In die erste Klasse gehören die Walala, das sind diejenigen, die darnach streben, in die Fufuriye zu gelangen. Zu ihr gehören fast alle Knaben und Jünglinge. Wenn der Mwalala (Einzahl von Walala) in die Fufuriye einzutreten begehrt, so muß er drei Lasten Reis enthülsen und kochen lassen; das ist sein Eintrittsgeld, das er an die Mitglieder der Fufuriye zahlen muß. Am Tage der Einführung wird ein Fest veranstaltet, an dessen Schluß er durch einen Eid vor versammelten Wakicho (den Großen der Ngadsi, vgl. weiter unten) verflichtet wird, nichts von den Geheimnissen der Fufuriye zu verraten. Darnach wird er in die Fufuriyen-Hütte, die an einem verborgenen Platz im Walde steht, eingeführt, und der langersehnte Wunsch, das Geheimnis der Fufuriye kennen zu lernen, wird nun erfüllt. Ist der Mwalala jedoch noch ein unzuverlässiger Knabe, so darf er nur in dem Vorraum der Hütte verweilen und das Spiel in nächster Nähe hören, aber das Instrument selbst darf er noch nicht sehen. Erst wenn er älter und zuverlässiger geworden, muß er noch einmal einen Topf Reis kochen, und die Zeremonie wird wiederholt, wobei ihm dann das Instrument gezeigt wird. Fünf Tage und fünf Nächte bleibt er in der Fufuriyen-Hütte; am sechsten Tage wird er daraus entlassen. Er ist nun kein Mwalala mehr, er heißt von nun an „Gadwoma", d. h. Würde, Majestät, denn er hat die Würde und das Ansehen eines Mannes erhalten, der ein großes Geheimnis kennt. Der Gadwoma hat nun das Recht, mitzuessen, wenn die Walala ihr Eintrittsgeld zahlen. Sobald jedoch ein Sohn oder jüngerer Bruder ebenfalls eintritt, tritt er in den Ruhestand und nennt sich Domari; er überträgt seine Würde auf seinen Sohn, der nun sein Stolz ist.

„Doch worin besteht das Geheimnis der Fufuriye? so werdet Ihr wohl fragen. Wir können nicht viel darauf erwidern. Aber soviel ist als sicher anzunehmen, daß das ganze Geheimnis nur darin besteht, daß die Eigentümer eine Flöte besitzen, die sie recht hübsch zu blasen verstehen, die aber nur der sehen

und blasen darf, der zu ihrem Orden gehört. Die Sache scheint an und für sich ganz harmlos zu sein. Wir würden auch nicht soviel Wesens davon machen, wenn sie nicht auch ihre sehr schlimme Seite hätte; sie treibt nämlich Zauberei. Wenn größere Diebstähle auf den Feldern der Pokomo verübt werden, wird die Fufuriye geholt, und mit deren Hilfe werden die Diebe also verflucht und bezaubert, daß sie am ganzen Leibe aufschwellen und dann entweder ihren Diebstahl den Wakicho (Ngadsi-Großen) bekennen oder sterben müssen.



Ein Ngadsi-Instrument.

Solches soll schon oft vorgekommen sein. Doch auch die Fufuriye ist gestorben; nie wieder wird ihre Stimme, so hoffen wir zu Gott, in Ngao gehört werden.

„Wir kommen nun zum dritten und wichtigsten Orden, der Ngadsi. Die Ngadsi hat wiederum ihre drei Klassen. Der Domari der Fufuriye wird nun Mwalala der Ngadsi. Die höchste Würde in der Ngadsi besitzt der Mukicho (Einzahl zu Wakicho). Verhältnismäßig wenige Domaris erreichen solche Würde, da die meisten vorher sterben. Ueber das Treiben der Wakicho vermögen wir wenig zu sagen. Es kostet außer-

ordentlich viel, sich den Titel und das Ansehen eines Mukicho zu erkaufen. Man kann mit einem Wort sagen: Die Wakicho saugen dem Volk das Mark aus den Knochen. Ihre Feste sind das großartigste, was das Pokomoland aufzuweisen hat. Sie bestehen in Tanzen, Fressen und Saufen, verbunden mit Rauferei und Prügelei, wobei die Wakicho aus dem Walde oder aus der Ngadsi-Hütte ein donnerähnliches Gebrüll hören lassen, das hervorzubringen ihr eigentliches Geheimnis ist.*)

„Doch auch die Ngadsi „ist nicht mehr", das Evangelium hat sie umgebracht, und wir danken dem Herrn, der auch unter den Pokomo Einfluß und Macht gewonnen hat, der auch ihr König geworden ist.

„Wir erkannten schon seit Jahren, daß Ngadsi und Ganga unsere bittersten Feinde seien, und daß entweder wir oder sie weichen müßten. Wegen mangelhafter Kenntnis der Sprache und des Volkes selbst konnten wir jedoch die Sache nicht mit den rechten Waffen bekämpfen. Mit der Ganga hatten wir uns schon seit etwa zwei Jahren auseinandergesetzt; doch da wir das Geheimnis der Ngadsi nicht entdecken konnten, so war es uns auch kaum möglich, überzeugende Beweise dafür aufzubringen, daß sie ein Hindernis sei für den, der ins Reich Christi wolle. Der Herr aber, dessen Werk wir treiben, half uns in unsern Nachforschungen, so daß ich ihnen eines Sonntags, als ich über Offenb. 21, 1—8 predigte, sagen konnte: „Ihr seid alle Zauberer, und wenn ihr euch nicht von eurer Zauberei scheidet, so ist der Feuersee euer ewiges Teil." Da gab's hin und wieder finstere Gesichter, aber die Wahrheit

*) Der Ngadsi-Orden bildete eine Art Altersversorgung für die Pokomo; die jungen Eintretenden hatten sehr viel an Reis, Mais, Honigbier u. s. w. zu bezahlen, was die Alten dann unter sich verzehrten. Das Ngadsi-Instrument selbst, das kein Uneingeweihter bei schwerer Strafe sehen durfte, bestand aus einem ausgehöhlten Baumstamm mit straff vorgespannter Kuhhaut, an welch letzterer in der Mitte ein Strick angebracht war, der, wie die Abbildung zeigt, in zwei glatten hölzernen Griffen endete. Diese faßt der Künstler und zieht abwechselnd an denselben, wie etwa beim Melken einer Kuh. Durch das ruckweise Zurückschnellen der Haut wird ein donnerartiges Getöse hervorgerufen, das bei den Uneingeweihten allerlei grausige Vorstellungen weckt. Das Volk glaubte auch von der Ngadsi, daß sie töte.

war in Herz und Gewissen gedrungen, und sie waren vor ein Entweder — Oder gestellt. Es wurde darauf eine allgemeine Versammlung anberaumt, in der die Sache besprochen und entschieden werden sollte. Wir baten den Herrn, seiner Wahrheit den Sieg zu verschaffen. Am 30. Juli, es war Sonntag, kamen viele Ngadsi- und Ganga-Mitglieder, die von den Ngao-Aeltesten eingeladen waren, in Ngao zusammen. Zur Vormittagsversammlung wurden wir nicht gerufen; erst mittags gegen 1 Uhr wurden wir von den Aeltesten geholt, und die Versammlung nahm ihren Anfang. Den Gang der Versammlung im einzelnen zu beschreiben, erlaßt mir, bitte, da ich mich möglichst kurz fassen muß; nur das darf ich sagen, daß es im ganzen ordentlich und nicht heidnisch zuging. Wir unterhandelten bis 5 Uhr abends, ohne zu einem bestimmten Entschluß zu kommen. Da plötzlich wurden wir durch eine Totenklage unterbrochen. Ein Mugangana (Zauberer) war plötzlich auf offner Straße zusammengefallen und sofort gestorben. Ich sagte zu den Versammelten: Wenn Gott so ernst mit uns redet, dann geziemt es uns zu schweigen. Die Versammlung wurde aufgelöst, und wir verabredeten uns, nach Ablauf der elftägigen Trauerzeit wieder zusammenzukommen.

„Wir beteten weiter und hofften auf die endliche Lösung der so schwierigen Frage. Am 9. August kamen sie wieder zusammen. Vormittags hatten sie unter sich eine geheime Beratung in der Ngadsi-Hütte. Am Nachmittag wurden wir in die Ratsversammlung gerufen. Ich vergewisserte mich durch Aufruf, ob sämtliche Familen (Familie hier so viel wie ein kleiner Stamm) der Wabuu (Pokomo des Bez. Ngao), deren neun sind, durch ihre Familienhäupter vertreten seien. Dann nahm die Versammlung ihren Anfang. Die Zusammengekommenen waren meist ältere Männer. Alle waren still und ernst gestimmt. Endlich fragte ich, wer beginnen sollte, sie oder wir. Da trat Katiko, unser Dorfältester, der auch der Sprecher ist, auf und fragte, ob wir uns etwa anders besonnen hätten. Wir sagten, nein, wir könnten nur eins sagen, daß, wenn sie ins Reich Christi wollten, Ganga und Ngadsi fallen müßten. Die Entscheidung für sie und ihre

Angehörigen läge in ihren Händen. Da antwortete Katiko: „So wollen wir Ganga, Fukuriye und Ngadsi für immer lassen und allein Christo angehören und mit euch zusammen den Weg der Wahrheit wandeln.“ Diese kurze bündige Antwort überraschte mich, so daß ich mich an einige andere Aeltesten wandte mit der Frage, was sie dazu sagten. Doch da erfuhr ich, daß sie vorher schon einstimmig beschlossen hätten, der Wahrheit zu gehorchen, und daß Katiko beauftragt war, in ihrer aller Namen uns dies mitzuteilen. Wir waren tatsächlich erstaunt über solche Entscheidung, und Ihr könnt Euch wohl denken, daß unsere Herzen voll Lob und Dank waren. Einer der Alten sagte noch: „Wir gehören nun zu euch, wir wollen mit euch gerettet werden, oder mit euch verloren gehen. Unsere Frauen und Kinder gehören nun euch; nun ist es eure Sache, uns Wort für Wort zu lehren, was gut und böse ist.“

Das war ein großer Sieg, für den die Brüder von Herzen dankbar waren, wenn sie sich auch nicht verhehlten, daß noch mancher Kampf mit dem alten heidnischen Wesen auszufechten sein werde, und daß zur wirklichen Herzensbekehrung der einzelnen weit mehr als jener Volksbeschluß gehöre. Denen aber, die sich ganz für Jesum entscheiden wollten, war damit doch ein solcher Schritt wesentlich erleichtert. Auch war der allgemeinen Verkündigung des Wortes ein wesentliches Hindernis genommen. Das zeigte sich je mehr und mehr. Bei der Einweihung des neuen Versammlungshauses zu Weihnachten 1893 waren 250 bis 300 Pokomo anwesend. Und als die 7 Erstlinge aus dem Volk (Abadullah und 6 Tagschüler) mit dem früheren Sklavenjungen Samahni schließlich dazu kamen, daß sie „nicht mehr in der Türe stehen bleiben, sondern durch dieselbe eingehen,“ d. h. mit der Entscheidung für Jesum Ernst machen wollten, da gaben die Pokomo jenen in neuer allgemeiner Volksversammlung nicht nur volle Freiheit, sich für Jesum zu entscheiden, — sie versprachen sogar, daß sie jenen 7 nachfolgen wollten.

Am 1. März 1894 konnte die Taufe jener Erstlinge im Schagababu-See stattfinden; am 3. März feierten die Geschwister mit den Neugetauften das Mahl des Herrn, und am

4. März reiste Br. Würtz mit Bruder Böcking und den Pokomo-Erstlingen an die Küste, um von dort mit der kleinen Lina Böcking in die Heimat zu fahren.

---

7. Heimreise und Heimgang.

Die Mitteilungen aus dem Leben unseres Bruders eilen ihrem Abschluß entgegen. Seine Heimreise fiel mit seinem Heimgang zusammen. Nach des Herrn Ratschluß war sein Lebenswerk schon vollendet. Br. Würtz war der Missionsarbeit am Tana als tüchtiger Pionier von Gott gegeben und hat als solcher bahnbrechend und Grund legend treu gearbeitet. Er war in ganz hervorragender Weise sprachbegabt, und zwar sowohl für die Auffassung der Sprachformen und Sprachgesetze, selbst wo es sich um die kleinsten dialektischen Unterschiede handelte, als für die praktische Verwertung derselben im Sprechen mit den Eingebornen. Wenn er mit den Suaheli an der Küste redete, dann war er der reine Suaheli, bis auf die Flickwörtchen herab. Seine Vertrautheit mit dieser Sprache war in ganz Ostafrika bekannt, und man hat, wie wir hörten, auf Grund davon in Berlin allen Ernstes daran gedacht, Br. Würtz als Lehrer des Suaheli ans orientalische Seminar zu berufen. Wir verdanken unserm Bruder denn auch für die Suaheli-Sprache eine kurze Grammatik des Lamu-Dialekts, für unsere Brüder zusammengestellt, außerdem die Uebersetzung eines größeren Teils der biblischen Geschichte in demselben Dialekt, mit arabischen Lettern geschrieben, wie sie allein von den Eingebornen dort gelesen werden; weiter ein Wörterbuch in sechs Spalten (neben dem Deutschen das betreffende Wort im Sansibar-Suaheli, im Lamu-Suaheli mit lateinischen und daneben mit arabischen Buchstaben, im Tikuu oder Nord-Suaheli und im Pokomo; endlich noch eine Anzahl Lieder, die auch von den Pokomo gesungen werden.

Es liegt auf der Hand, von welcher Bedeutung eine solche Sprachbegabung und eine solche Kenntnis der Suaheli-Sprache auch für die Bearbeitung des zum gleichen Sprachstamm gehörenden Pokomo sein mußte, welches vor der Ankunft unserer Brüder grammatisch noch gar nicht bearbeitet und überhaupt noch nicht in Schrift gefaßt war. Bereits im Jahre 1889 konnte Dr. Büttner von der Hand unseres Bruders einen kurzen Grundriß der Grammatik und ein kleines Wörterverzeichnis des Pokomo in der von ihm herausgegebenen „Zeitschrift für afrikanische Sprachen" zum Abdruck bringen. Auf meine Frage, ob die Grammatik auch noch erst einer Umarbeitung bedürfe, erwiderte Dr. Büttner, er könne sie ruhig so, wie Br. Würtz sie zusammengestellt, drucken lassen. Seitdem hatte unser Bruder unermüdlich an der Pokomosprache weitergearbeitet und nicht nur das oben erwähnte ausführliche Wörterverzeichnis, sondern auch eine vollständige Grammatik zusammengestellt.

Alle diese sprachlichen Arbeiten waren unserm Bruder aber nur Mittel zum Zweck, der Einführung der andern Brüder in die Sprache und den eignen Uebersetzungsarbeiten dienend. Letzteren hatte er sich in den letzten Jahren mit ganz besonderem Eifer gewidmet. Das Markus-Evangelium und eine Fibel mit Lesebuch und einem kleinen Katechismus- und Liederanhang in der Pokomosprache durfte er vor seinem Heimgang noch gedruckt und auf dem Wege nach Ostafrika wissen; eine biblische Geschichte in der Pokomosprache brachte er zum Druck fertig mit. Es soll allerdings nicht unausgesprochen bleiben, daß auch seine Mitarbeiter Br. Weber und Br. Böcking in der letzten Zeit manche Hilfe bei den sprachlichen Arbeiten geleistet haben, und daß insonderheit der Hilfe des sprachbegabten Pokomo Abadullah viel zu verdanken ist. Aber die Seele all der Sammel- und Uebersetzungsarbeit war und blieb doch Br. Würtz.

Im mündlichen Gebrauch der Sprache war er es auch, der zunächst die Bahn zu brechen und immer wieder voranzugehen hatte. Da ein großer Teil der Pokomo das Suaheli (die Küstensprache) versteht, so war es für die Brüder immer wieder eine Versuchung, sich mit dem Suaheli aus-

zuhelfen und das weniger geläufige Pokomo dahintenzulassen. Br. Würtz drang aber immer wieder darauf, daß den Pokomo das Evangelium in ihrer Sprache verkündigt werden müsse.

Br. Würtz hatte auch eine besondere pädagogische Gabe. Schon in der Heimat verstand er es ganz vortrefflich, mit Kindern umzugehen. In Afrika wußte er in sonderlicher Weise den Afrikanern ein Afrikaner zu werden, sich in ihr Denken und Fühlen gründlich einzuleben und vor allem sittlich- und religiös-erziehlich auf sie einzuwirken. In dieser Hinsicht dürfte auch bei den 8 Erstlingen, deren Taufe er noch zwei Tage vor seinem Abschied von Ngao erlebte, sein monatelanger Unterricht wohl von besonderer Bedeutung gewesen sein. Welches Vertrauen sie in sittlichen Fragen in ihn setzten, das wurde mir in einem kleinen Erlebnis so recht sichtbar, welches mir der Heimgegangene in den letzten Tagen erzählte.

In praktischen Dingen konnte unser Bruder, sonderlich wo eine gewisse Umsicht erforderlich war, zuweilen wohl eine Ergänzung brauchen, und die suchte und fand er auch in seinen Mitarbeitern, besonders dem ältesten derselben, Br. Weber, mit dem er in ganz besonders enger Gemeinschaft stand. Dieser hat ihm in seiner einfachen, aber ruhigen, stillen und überlegenden Art sicherlich sehr zur Ergänzung gedient, und beide waren in der Arbeit sehr miteinander verwachsen. Ueberhaupt darf man sagen, daß Br. Würtz trotz seiner hervorragenden Begabung und seiner ausgeprägten Eigenart wie kräftigen Bestimmtheit doch stets auch seinen Mitarbeitern gerecht zu werden und ihren Wünschen und Meinungen Rechnung zu tragen suchte. Wo es sich um einen Liebesdienst für seine kranken und schwachen Brüder und Schwestern handelte, da achtete er weder Strapazen noch Entfernungen. Er suchte aufrichtig, nicht sich selber zu leben, dies Zeugnis wird ihm ein jeder, der ihn in Afrika kannte, geben müssen.

Die Rückkehr in die Heimat sollte auch nicht in erster Linie ihm selbst dienen. Er schrieb darüber am 15. Oktober: „Nicht meine Erholungsbedürftigkeit (denn andere sind erholungsbedürftiger als ich) ist der Hauptgrund, weswegen ich

nach Hause gehen möchte und soll, sondern wir halten es um unserer Arbeit willen für nötig, vieles mit Euch zu besprechen, zu beraten und zu ordnen, was brieflich kaum geschehen könnte..."

Br. Würtz hatte in Uebereinstimmung mit den andern Brüdern den Plan gefaßt, mit den Erstlingen der Pokomo eine Art Lehrlingsschule zu beginnen, d. h. sie in die Schmiedekunst, sein altes Handwerk (das einzige, welches, wie er glaubte, zur Zeit schon unter den Pokomo von Wert war) einzuführen, und sie derweil auch mit dem Worte Gottes immer besser und gründlicher bekannt zu machen, ob der eine oder andere von ihnen später als Verkündiger des Evangeliums unter seinen Landsleuten dienen und sich dabei mit seiner Handarbeit sein Brot erwerben könne. Im Blick darauf schreibt er in jenem Briefe weiter: „Würde ich mit Einrichtung einer Lehrlingsschule beginnen, so wäre ich damit auf weitere 3—4 Jahre gebunden; ich glaube, daß es allerdings geratener ist, für diese neue Aufgaben erst neue körperliche und geistige Kräfte in der Heimat zu suchen. Auch möchte ich selbst das Ziegelbrennen mit Holz noch lernen und noch manches andere Nützliche dazu." (Der l. Bruder dachte sogar daran, etwas von der Druckerei zu lernen, um mit einer Handpresse in Ngao unter Mithilfe seiner Schüler selbst das Nötigste drucken zu können. Weiter wollte er, falls es zur Beschaffung eines Petroleum- oder Benzinbootes kommen sollte, gerne noch in eine Maschinenwerkstatt gehen, in der solche Boote hergestellt werden, um das Notwendigste von der Reparatur derselben zu erlernen.) „Auch möchte ich," so schreibt er dem Schreiber dieses weiter, „meine (Pokomo-) Grammatik vor dem Druck noch einmal mit Dir zusammen überarbeiten, event. korrigieren und erweitern." Die Drucklegung der biblischen Geschichte und des Wörterbuches hoffte er gleichfalls während seines Aufenthaltes in Europa, der nur auf einige Monate berechnet war, zu besorgen. — Und zu besprechen war so viel.

Am 14. März schrieb Br. Würtz von Lamu: „Meine Heimreise kommt also doch zustande, und zwar bringe ich nur die kleine Lina Böcking mit... Schw. Pieper bleibt noch mit ihren Kindern.... Ich reise gerne und auch ungerne;

es scheint aber, als ob ich reisen solle, so will ich denn in Gottes Namen kommen.... Mir geht es körperlich recht gut, und ich werde wohl drüben manchem verwunderten Blick begegnen. Doch daß ich eine geistige Erholung nötig habe, weiß ich wohl am besten. Gebe Gott, daß ich die bei Euch finde! Alles andere, will's Gott, bald von Angesicht zu Angesicht!"

Am 29. März fuhr Br. Würtz mit der kleinen Lina von Lamu ab. Der Küstendampfer brachte sie erst südwärts; in Sansibar sollten sie den Hauptdampfer für die Rückreise treffen. Br. Würtz blieb aber, da Lina recht krank geworden war, schon in Tanga bei Geschw. Krämer, um dort den Hauptdampfer abzuwarten. Gottlob, war die Kleine bei der Ankunft desselben wieder leidlich hergestellt. „Im Roten Meer war's," wie Br. Würtz in seinem letzten Briefe aus Neapel vom 27. April schrieb, „schon recht kalt, sodaß ich Lina in Suez mit warmen Kleidern versehen mußte. Ich friere sehr, bin leider auch nur mit Sommerkleidern versehen. Gestern hatte ich Fieber; Lina hatte ebenfalls recht starkes Fieber mit Durchfall und Erbrechen. Heute geht's uns beiden besser. . . Mit meiner Kasse sieht's knapp aus. Unvorhergesehene Ausgaben und große Kurs-Verluste an meinen Rupien" (dem mitgebrachten indisch-afrikanischen Gelde) „haben sie sehr geschwächt. Hoffentlich reicht's bis Vlissingen, woselbst ich doch wohl abgeholt werde. . . .

„Was soll ich noch sagen? Ich kann Tag für Tag nichts andres tun, als Kindermädchen spielen. Unser Schiff ist überfüllt. Lina, die neben mir sitzt und mich beim Schreiben stört, sagt, ich solle den großen Onkel grüßen.

„Mit herzlichem Gruß an alle

Dein in Christo verbundener

F. Würtz."

Nur mit innerer Bewegung kann ich diesen mit Bleistift geschriebenen letzten Brief unseres Bruders lesen. Wer aus Erfahrung weiß, wie beschwerlich eine Seereise schon für den Gesunden ist, kann wohl ermessen, was es für unsern Bruder heißen mußte, im Fieberzustand bei überaus beschränkten Raumverhältnissen auf dem Schiff auch noch für eine 2½ jährige

Kleine sorgen zu müssen, die zum Teil auf der Fahrt nicht einmal gesund war; dazu die Kassen-Sorgen, die ihm wohl nicht einmal die Anschaffung wärmerer Kleider für ihn selbst erlaubten! Und die zwei Jahre in Aegypten mit den nachfolgenden 7 Jahren schwerer Pionierarbeit in Ostafrika waren doch auch nicht spurlos an unserm Bruder vorübergegangen! —

Sonntag, den 30. April, zwischen Neapel und Marseille stellte sich plötzlich heftiges Fieber mit Galle-Erbrechen und schwarz-blutigen Abgängen ein, — die Zeichen des schweren Schwarzwasserfiebers. In der Nacht mußte schon bei ihm gewacht werden. Montag nachmittag kam der Dampfer in Marseille an, und gleich wurde Br. Würtz auf Veranlassung des Schiffsagenten ins Hospital gebracht, während Lina vom Kapitän der Fürsorge der Aufwärterin erster Klasse übergeben wurde. Donnerstag früh stand ich zum ersten Male an dem Krankenbette unseres Bruders. Sein erstes Wort war: „Ach bist du da, dann brauche ich doch um Lina keine Sorge mehr zu haben." Während diese im Hause des Pfarrers der deutschen Gemeinde freundliche Aufnahme und treu-liebende Versorgung fand, durfte ich noch fast eine Woche dem Schwerkranken, soweit es im Hospital gestattet wurde, zur Seite stehen. Nach anfänglicher Besserung trat Dienstag, den 8. Mai, plötzlich eine sehr ernste Wendung ein. Zu schwerer Atemsbeengung kamen schwere innere Kämpfe. Seine Sünden und Untreuen umringten ihn wie Fliegen und Moskiten, so sagte er hernach. Einmal rief er: „O Herr Jesu, wie ist der Kampf so schwer, hilf doch! Der du mich mit deinem Blute erkauft, laß diese Stunde doch vorübergehen!" Ich betete viel mit ihm und über ihm, und es wurde ihm endlich durch des Herrn Gnade innerlich wieder völlig Licht. Auch äußerlich gab es einige Male wesentliche Erleichterung. Mit des Herrn Hilfe ließ die Brustbeengung bald völlig nach, und ich durfte den Abend mit einiger Zuversicht, daß der Herr noch einmal helfen werde, das Hospital verlassen. Der l. Bruder, der sich, wie ich aus einer Aeußerung merkte, während der Beengung und des inneren Kampfes ernstlich darauf gefaßt gemacht hatte, daß es diesmal zum Sterben gehen werde, hoffte jetzt auch wieder, daß es dem Herrn vielleicht doch gefallen möchte, seine

Lebens- und Arbeitszeit noch einmal zu verlängern. So gar gerne hätte er auch wenigstens seine Mutter und seine Geschwister in der Heimat wiedergesehen.

Am nächsten Morgen — es war Mittwoch, den 9. Mai — fand ich unsern Bruder recht schwach. Er schlummerte viel. Geistig war er aber noch frisch und lebendig. Ich las ihm einige Verse aus der Mitte des 103. Psalms vor, die er mit voller Kraft bejahte und sich aneignete. Ebenso weiterhin die erste Frage aus dem Heidelberger Katechismus: „Was ist dein einiger Trost im Leben und im Sterben?“ Im Laufe des Tages fragte er mich einmal, ich sähe seinen Zustand wohl wenig hoffnungsvoll an? Ich erwiderte, ich sähe ihn allerdings sehr ernst an. Aber ich könne immer noch bitten, daß der Herr, wenn es sein dürfte, ihm die Gesundheit zurückschenken möge. Mir liege es jedoch besonders an, stille vor ihm zu sein und immer wieder zu bitten, daß seine Heils- und Heilandsgedanken an dem Kranken wie an mir und uns allen zur Verwirklichung kommen, und daß sein Name an uns verherrlicht werden möge. „Darin sind wir dann ja völlig eins,“ sagte er mit besonderem Nachdruck.“ — Gegen 1/2 6 Uhr stellten sich die Brustbeschwerden wieder ein und wurden diesmal noch heftiger als am Tage vorher. Der l. Kranke drehte sich bald rechts, bald links, fand aber nirgend Erleichterung für seine mühsam arbeitende Brust. Gegen 6 Uhr ging der Wärter mit all den Kranken, die gehen konnten, zum Essen. Ich sah jetzt, daß eine Veränderung eintrat, und rief ihm zu, er solle sich für Leben und Sterben in die starke Jesushand legen, die auch für ihn durchgraben sei, die halte fest. „Ja, das tut sie,“ fügte er bestätigend hinzu. Das war das letzte Wort, welches ich von ihm hörte. Bald sah er mich nur noch mit großen Augen, deren Blick sich schon umflorte, an. Ich betete immer wieder mit und über ihm und rief ihm Gottesworte zu. Da der Arzt gewünscht hatte, bei eintretender Verschlimmerung gerufen zu werden, so schickte ich jetzt den französischen Wärter, der bei mir war, dem Arzt Bescheid zu geben. Nun ging es sehr schnell dem Ende zu. Einige Male nahm der Sterbende noch dankbar Eis-Limonade, das letzte Mal konnte er sie aber nicht mehr hinunterschlucken,

der Atem versetzte sich. Noch einige kurze Atemzüge, und — er hatte überwunden. Er war daheim. Wie sollte ich ihm die „selige Ruhe bei Jesu im Licht" nach der heißen, schweren Arbeit, nach den vielen Leiden und Entsagungen nicht gönnen! Und doch, als ich schmerzerfüllten Herzens dem teuren Freund und Bruder die Augen zugedrückt, und ich dann zwei Tage später von seinem Grabe auf dem großen Marseiller Friedhof zurückkehrte, um denselben Abend noch mit der kleinen Lina die Rückreise nach Neukirchen anzutreten, — da fühlte ich tief die Lücke, die sein Heimgang nicht nur in meinem Herzen, sondern auch in unserm Werk gerissen. Ja der Herr hatte uns und unserer Mission, insbesondere der Arbeit unter den Pokomo, in dem Heimgegangenen viel geschenkt. Das trat auch in der mannigfachsten Weise daheim wie draußen in die Erscheinung. Welchen Eindruck die Nachricht vom Heimgang des Br. Würtz in Ngao gemacht, davon geben die folgenden Briefauszüge Kunde. Br. Weber schreibt: „Ach, mein alter treuer Freund, er ist nicht mehr da, er ist daheim bei seinem Herrn, dem er hier treu gedient hat. Dort sehen wir uns wieder. Noch an demselben Abend hatten wir eine Erinnerungsfeier, wo unsere Kapelle gedrängt voll war. Frauen und Mädchen standen an den Fenstern und weinten. Es war diese Nachricht für die Leute eine gewaltige Predigt. Ich sprach über Ps. 126, 5. 6. Dann sprach Br. Böcking über Hebr. 13, 17, und am Schluß fügte Br. Kraft auch noch einige Worte hinzu. Die Leute wollten gar nicht nach Hause, und man konnte fühlen, ihre Herzen waren tief bewegt. Am nächsten Morgen kamen die Alten sogar wieder zu uns, setzten sich vor unser Haus und sagten, sie könnten zu Hause nicht bleiben, auch nicht arbeiten, sie müßten bei uns sein und mit uns trauern . . . Die Pokomo hatten den l. Br. Würtz lieb, und er hatte sie auch lieb und hat sich für sie aufgeopfert."— Br. Böcking schrieb: „Als die Ngao-Leute die Nachricht hörten, sagten sie, sie müßten zwei Tage Zeit haben, um das in ihrem Innern zu verarbeiten, sie könnten so nichts sagen. Unsere jungen Christen griff die Sache sehr an. . . Groß und klein sagte, wenn es bei uns Sitte wäre, wie bei ihnen zu klagen, dann würden sich alle an das Haus des Bwana

Mwalimu („Herrn Lehrer", so nannten sie Br. Würtz, da sie seinen Namen nicht aussprechen konnten) hinlegen und Tag und Nacht klagen. Sie könnten gar nicht zur Ruhe kommen." Und Br. Kraft schrieb von dem Heimgegangenen: „Uns war er ein Lehrer, ein Bruder, ein Freund, den Pokomo ein Vater, von dem sie sagten: Er ist scharf wie ein Messer, aber gut wie eine Mutter." — Für alles aber, was der Heimgegangene uns und dem Werk hat sein dürfen, sei Ihm, dem großen Werkmeister, dem Herrn der Mission, die Ehre! Ja ihm sei Preis und Ruhm jetzt und zu aller Zeit! Amen.

8. Ein Schlußwort.

Zu dem vorstehenden von der Hand unsers heimgegangenen Inspektors gezeichneten Lebensbilde unsers afrikanischen Missionspioniers Würtz (das nur durch etliche Einfügungen aus Briefen ꝛc. eine kleine Erweiterung erfahren hat) möchten wir nur noch ein paar Worte über den gegenwärtigen Stand der Arbeit hinzusetzen. Das Werk der Pokomo-Mission hat nach Würtz' Heimgang seinen gesegneten Fortgang genommen. Noch manche unserer Missionsgeschwister sind seitdem in Ostafrika dem schlimmen Fieberklima erlegen und dort ins Grab ge-



Das jetzige Kirchlein in Ngao.

sunken. Doch für die Gefallenen traten immer wieder neue Streiter in die Lücken. Jetzt stehen 14 Brüder (unter ihnen 8 verheiratete) und 1 Schwester dort in der Arbeit, welche sich stetig ausgebreitet hat. Abgesehen von der Küstenstation Lamu geschieht dieselbe am Tana unter den Pokomo jetzt von 4 Haupt- und einer Anzahl von Nebenstationen aus. Aus den 8 Getauften bei Würtz' Heimgang sind bis zum Jahre 1909 360 abendmahlsberechtigte Gemeindeglieder geworden. Auch im weiteren ist es so gewesen, daß sich die Taufbewerber vielfach aus den Schülern rekrutiert haben. Jetzt zählt man in 9 Schulen 314 Schüler. In sprachlicher Beziehung ist gleichfalls weitergearbeitet worden. Manches in Würtz' Sprachlehre konnte verbessert werden. Auch die

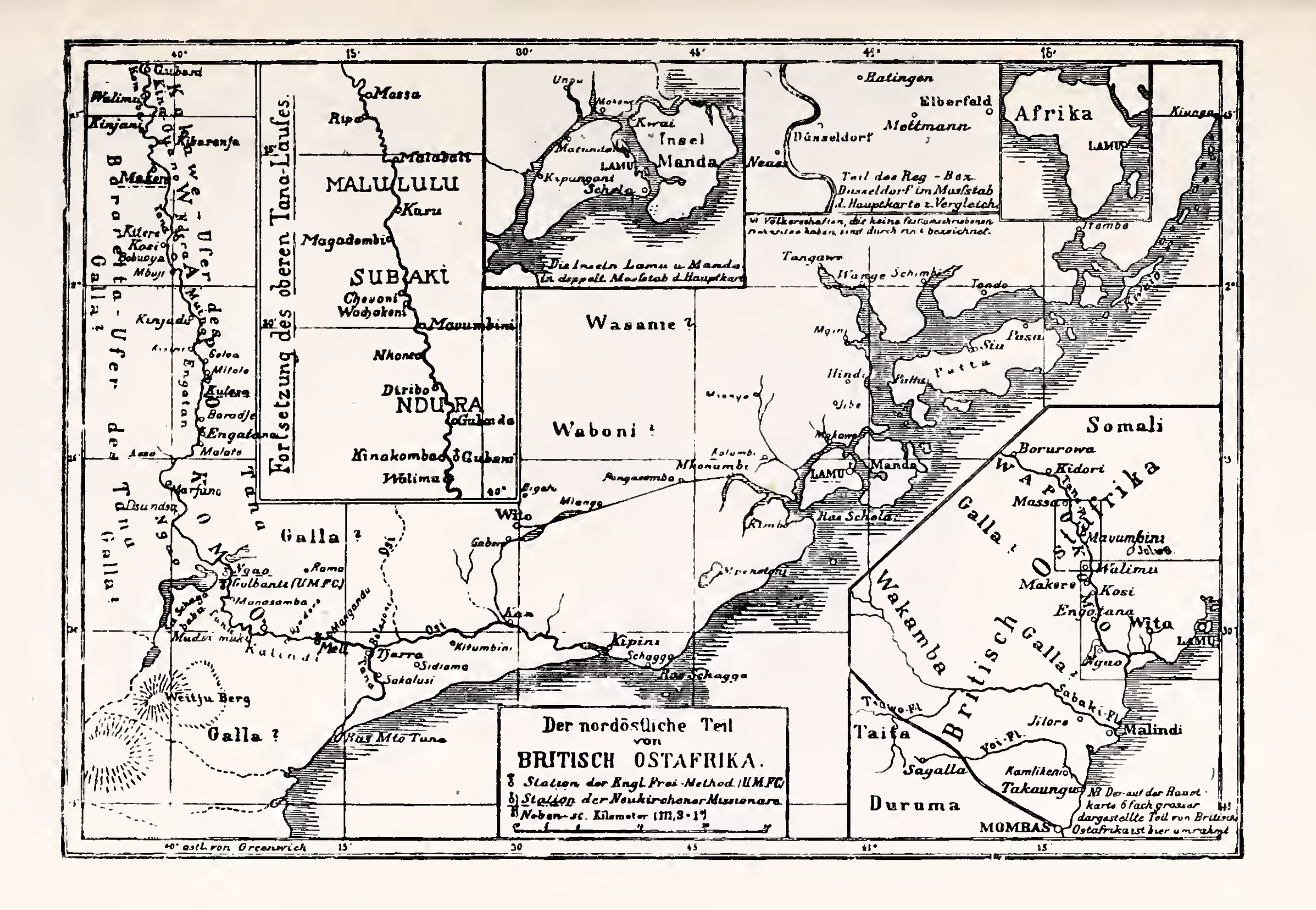


Das jetzige Missionshaus in Ngao.

Uebersetzungsarbeiten haben seine Mitarbeiter fortgesetzt, so daß jetzt die Pokomo das ganze Neue Testament in ihrer Sprache besitzen, und letztes Jahr ist sogar ein Teil des Alten Testaments, die Psalmen, hinzugekommen. (Zu einer weiteren Uebersetzung des Alten Testaments wird's schwerlich kommen, da die ganze Bibel in der verwandten Suaheli-Sprache vorhanden ist, die manche Pokomo verstehen und wohl mit der

Zeit noch immer mehr Eingang als die Verkehrssprache für ganz Ostafrika gewinnen wird.) Würtz' Arbeit war die eines Pioniers, und als solcher hat er dem Werke unschätzbare Dienste geleistet, und sein Andenken wird im Segen bleiben, hier in der Heimat sowohl wie unter den Pokomo im fernen Afrika.





Der nordöstliche Teil
von
BRITISCH OSTAFRIKA.
Stationen der Engl. Frei-Method. (UMFC)
Station der Neukirchener Missionare
Fortsetzung des oberen Tana-Laufes.
MALULULU
SUBAKI
NDURA
Die Inseln Lamu u. Manda in doppelt. Maßstab d. Hauptkarte
Inseln
Manda
LAMU
Teil des Reg.-Bez. Düsseldorf im Maßstab d. Hauptkarte z. Vergleich.
Düsseldorf
Elberfeld
Mettmann
Ratingen
Afrika
Wasanie ?
Waboni ?
Galla ?
Somali
Wakamba
Britisch Ost-Afrika
Duruma
Taita
Sagalla
Takaungu
Malindi
MOMBAS
Weitju Berg
Kipini
Schaggo
Tana
40° östl. von Greenwich

Inhaltsverzeichnis.









